Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 7 – 16. Februar 2008 — Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland — C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Erstmals in Deutschland: Kaiser Friedrich II. ist einer der umstrittensten, zugleich aber auch einer der faszinierendsten Herrscher des Mittelalters. Für die einen war er der erste aufgeklärte Regent, der erste Vertreter der Reformation; andere sahen in ihm einen skrupellosen Politiker, einen Ketzer und einen Verräter der Christenheit. Das Landesmuseum für Natur und Mensch, Oldenburg zeigt vom 10. Februar bis 15. Juni die Landesausstellung „Kaiser Friedrich II. (1194–1250). Welt und Kultur des Mittelmeerraums".

Foto: Frank Boxler

Die Lektion sitzt

Erdogan zieht die Grenze zwischen Türken und Deutschen

Von Klaus D. Voss

Die Staatsanwälte sind pessimistisch – es werde noch Wochen dauern, bis alle Abläufe der entsetzlichen Brandkatastrophe in Ludwigshafen ermittelt sind. Aber es ist vernünftig, den Tod von neun Menschen mit aller Sorgfalt aufzuklären.

Zu wesentlichen Aspekten gibt es jetzt schon wichtige Klarstellungen, zunächst diese: Als hätte die deutsche Bevölkerung aus vielen voreiligen Anschuldigungen endlich gelernt – dieser entsetzliche Vorfall, der türkische Kinder und Erwachsene getroffen hat, wurde nicht sofort zu einem ausländerfeindlichen Anschlag umgenutzt. Hoffentlich sitzt die Lektion zum Thema Generalverdacht.

Die zweite Erkenntnis: Die Türken haben noch viel schlechtere Medien als wir; dazu gehören Zeitungen, Boulevardblätter und Fernsehsender, die ohne jeden Funken Verantwortung mit den gröbsten Vorwürfen auftrumpfen – und dabei Kasse machen.

Noch schlimmer: Unverhohlen haben in den ersten Trauer-Stunden nach dem Brand junge Türken spüren lassen, daß schwere Ausschreitungen wie in den Pariser Vororten auch hier bei passender Gelegenheit ausbrechen können. „Krieg gegen Deutschland" drohte nicht nur einer ins Mikrofon.

Ein wichtiger Nachtrag zur Diskussion um die Jugendgewalt, die Roland Koch (CDU) im hessischen Wahlkampf angestoßen hatte. Was an Drohungen zu hören war, ist deutlich mehr, als was man wegen der Aufregung nach einem solchen Zwischenfall noch entschuldigen könnte.

Alles klar ist jetzt im zentralen Punkt der Ausländer-Debatte, der türkische Ministerpräsident Recep Tyyip Erdogan hat in Köln die Grenze deutlich gemacht: Es gibt Türken, die sich in die deutsche Gesellschaft integrieren wollen. Und es gibt die vielen anderen, die jede Angleichung strikt ablehnen – nichts anderes bedeutet das Wort Assimilation. Das wollten die Scharen hören, die zu Erdogan in die KölnArena geströmt waren. Es sind Auslandstürken, die hier nur ihre Gelegenheiten suchen, Arbeit oder Wohlfahrt. Von den Türken, die sich als Mitbürger unter Deutsche integrieren wollen, ist dazu kaum etwas zu vernehmen; viele werden es demnach nicht sein.

Dank Erdogan ist auch dieses klar geworden: Das ständige Genuschel, die Integrationsangebote müßten noch stärker ausgeweitet werden, kommt bei den meisten Türken überhaupt nicht an. Die Integrationsangebote nutzen wohl in erster Linie jene, die sich auf ein Leben in der sozialen Betreuungswelt eingerichtet haben und davon profitieren. Es sind auch sehr lukrative Projekte darunter.

Letzte Klarheit nach allem auch bei der ARD: In den Chefetagen der Sender kennt man inzwischen das große und das kleine Fracksausen. Die Entscheidung, den Tatort „Schatten der Angst" aus der Sendefolge des vergangenen Sonntags zu streichen, zeigt, wie weit die Furcht vor dem islamistischen Terror-Drohpotential schon reicht. Oder wollen die Ersten unter den öffentlich-rechtlichen Sendern sich allen Ernstes damit entschuldigen, sie hätten unter den alten Werten die seltene Gabe der dezenten Anteilnahme wiederentdeckt? Was zur ARD zu sagen ist, lesen Sie auf Seite 8.

Klaus D. Voss:

Gewitter

Nur ein paar Wochen Geduld. Unicef Deutschland ist eine der ersten Adressen unter den gemeinnützigen Organisationen – und wird es bleiben. So sicher, wie schwere Wetterfronten dann doch wieder abziehen.

Denn niemand wird die Verdienste dieser UN-Organisation und ihrer vielen tausend Helfer in Frage stellen, noch weniger die Projekte dieses Kinderhilfswerks, die in der Welt mehr denn je gebraucht werden.

Was Unicef Deutschland derzeit belastet und damit große wie kleine Spender in die Reserve zwingt, steht auf einem anderen Blatt. Spendenorganisationen vertragen den geringsten Anschein von Unglaubwürdigkeit nicht. Mißtrauen wächst rasend schnell und läßt sich nur noch durch den sofortigen Vollzug von Rücktrittsstrafen besänftigen. Ganz gleich, wo die Wahrheit steckt. Ganz gleich, wer welche Verdienste vorzuweisen hat. So verlangt es das ungeschriebene Gesetz vom öffentlichen Verschiß; das ist im Fall Unicef genauso.

An Heide Simonis aber wird ein Makel kleben bleiben. Als Ministerpräsidentin in Kiel hatte sie ihre Urteilskraft ins Kraut schießen lassen, als Fernseh-Debütantin wenig Augenmaß für Etikette gezeigt. Und in ihrer kurzen Amtszeit als Unicef-Vorsitzende hat sie einen weiteren entscheidenden Fehler gemacht – sie hat das Mißtrauen gegen die Organisation wie eine Pilzkultur gezüchtet. Was immer sie getrieben haben mag, die Unicef-Mitarbeiter zu Schnüffelberichten gegen das Management, „gern auch anonym", anzutreiben – damit hat alles angefangen. Und man muß schon sehr lebensfern sein, um nicht damit zu rechnen, daß irgendeiner das anonyme Zeugs in die Hand bekommt, um sich Schlagzeilen daraus zu drehen.

Der Preis des Wohlwollens

Gegengeschäfte für das »Zentrum gegen Vertreibungen«

Jetzt ist es an der Zeit, das Konzept des Zentrums gegen Vertreibungen mit Leben zu füllen – mit konkreten Forderungen, wie das „Sichtbare Zeichen" in Berlin zur Erinnerung an Flucht und Vertreibung der Deutschen gestaltet sein muß. Die deutsche Öffentlichkeit hat bisher nur vage Vorstellungen davon, wie das Zentrum gestaltet und geführt werden soll.

Nach acht Jahren Vorlauf zu diesem Vorhaben, das Erika Steinbach als Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV) angestoßen hatte, steht die Einbeziehung der Betroffenen noch aus. Möglicherweise, das könnte eine negative Folge des langwierigen Vorentscheidungsweges sein, droht nun eine lange Auseinandersetzung um die konzeptionelle Umsetzung. Jochen-Konrad Fromme, Vorsitzender der Gruppe der Vertriebenen in der Unionsfraktion, will das Bundeskabinett zu einer zügigen Beschlußfassung anhalten.

In Polen hat man ganz offensichtlich schon mehr Einblick in das Vorhaben. „Es hat sich gelohnt, mit den Deutschen zu sprechen", schrieb die „Gazeta Wyborcza" über das Treffen des Kulturstaatsministers Bernd Neumann (CDU) mit dem Deutschland-Beauftragten Wladyslaw Bartoszewski. Polen will an der Gestaltung des „Sichtbaren Zeichens" nicht mitwirken, sondern sich „wohlwollend neutral" verhalten, wie die „Gazeta Wyborcza" es formulierte. Das Wohlwollen hat seinen Preis. Berlin wird sich an der Restaurierung des Denkmals auf der Westerplatte bei Danzig beteiligen, ferner sein Scherflein zum in Danzig geplanten Museum „Krieg und Frieden im 20. Jahrhundert" beitragen. Dieses Museum war noch von der Kaczynski-Regierung geplant worden und soll das polnische Gegenstück zum Zentrum gegen Vertreibungen bilden.

Ferner ließ Neumann das Versprechen zurück, in Berlin werde ein Polnisches Museum errichtet. Ob sich damit der Plan, im Schloß Colditz eine Gedenkstätte für den polnischen Widerstand zu bauen, erübrigt hat, ist noch offen.

Ebenso ist noch nicht zu erkennen, wie sich Staatspräsident Lech Kaczyinski verhalten wird. Marek Cichocki, sein antideutsch eingestellter Berater (bekannt als „Präsidenten-Flüsterer") lehnte das Übereinkommen strikt ab. *vs*

In der Zwangslage

Berlin vor unangenehmen Entscheidungen zu Afghanistan

Die Nato-Verteidigungsminister hatten für Wilna nur ein informelles Treffen geplant – wie üblich zur Vorbereitung eines Bündnis-Gipfels. Der Ernst der Lage ließ es aber nicht zu.

US-Verteidigungsminister Robert Gates und andere haben die Dinge zugespitzt. Die Nato hat nur noch die Wahl zwischen dem „Entweder" und dem „Oder". Beides hat für Deutschland wenig Gutes.

Im Kern geht es immer wieder um die eine Frage, warum die modernste Streitmacht der Welt nicht der Terrorgruppen in Afghanistan und Pakistan Herr wird? Die modernen Einsatz-Strategien gegen Guerillas und Terroristen könnten zum Erfolg führen. In erster Linie müssen dazu die Kontingente verstärkt werden. Die Nato wird noch deutlich mehr deutsche Soldaten anfordern, weit über die heute verlangten Kräfte hinaus.

Wie weit auch immer die Bundesregierung das Doppelspiel zwischen Bündnis-Loyalität und Verharmlosung des Afghanistan-Einsatzes treiben will, sie wird schließlich doch vor dem Parlament und der Öffentlichkeit Farbe bekennen müssen. Die Zwangslage, in die sich Berlin hineinregiert hat, läßt sich kaum noch auflösen: Solange drei Viertel der Deutschen den Einsatz in Afghanistan nicht billigen, wird kaum ein Politiker den Nerv haben, einen Truppeneinsatz nach Nato-Order durchsetzen zu wollen. Schon gar nicht in den Wahljahren 2008 und 2009.

Auf ein „Oder" zur Nato ist Berlin noch weniger vorbereitet, das wäre der Bruch des Bündnisses oder ein Austritt. Die Bundeswehr ist noch immer am falschen Ende hochgerüstet, sie ist eine Landstreitmacht in Zentraleuropa. Und so tief in die Nato-Strukturen integriert, daß die Armee allein nicht ausreichend handlungsfähig ist. Von außen kann man die Defizite leicht erkennen: Es gibt keine Marine, die Meere befahren kann, keine Luftwaffe mit ausreichender Transportkapazität, das Heer hat keine moderne Aufklärungselektronik.

Auf sich gestellt wäre die Bundeswehr nur sehr bedingt abwehrbereit. Auch wenn es nur eine Frage auf dem Papier ist: Die Grundfähigkeit eines Staates, sich zu schützen, ist die Voraussetzung für jede Friedenspolitik. (Siehe auch Seite 2) *vs*

MELDUNGEN

Hauskirchen im Visier

Midland – Die religiöse Verfolgung in der Volksrepublik China hat sich im vergangenen Jahr verschärft. Das geht aus einer Statistik hervor, die das Hilfswerk China Aid Association (CAA / Midland, Texas) am 5. Februar veröffentlicht hat. Insgesamt gab es danach 60 Übergriffe auf staatlich nicht anerkannte Hausgemeinden, ein Zuwachs von mehr als 30 Prozent gegenüber 2006. Die Zahl der Verfolgten wuchs um 18,5 Prozent auf 788 Personen. 693 wurden festgenommen und eingesperrt. Lediglich die Verurteilungen zu Freiheitsstrafen gingen zurück – um knapp sechs Prozent auf 16 Personen. Fast 60 Prozent aller Festnahmen betrafen Hauskirchenleiter (415). Laut CAA wurden 2007 mehr als 100 ausländische Christen festgenommen, verhört und ausgewiesen. Die meisten dieser Personen kamen aus westlichen Ländern sowie einige aus Südkorea. Sieben Fälle religiöser Verfolgung betrafen laut CAA den Druck und Vertrieb christlicher Literatur. Die Gesamtzahl der Christen im kommunistisch regierten China liegt laut CAA einem internen staatlichen Bericht zufolge bei 130 Millionen. Andere China-Kenner gehen von 40 Millionen aus. Unbestritten ist, daß sich die meisten in staatlich nicht registrierten Gemeinden versammeln, weil sie eine Kontrolle durch das kommunistische Regime ablehnen. *idea*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Kliniken vor Kollaps?

Die Interessenvertreter deutscher Krankenhäuser warnen vor dem finanziellen Kollaps der Kliniken in diesem Land. Selbst wenn die Gewerkschaften nicht die geforderte zehnprozentige Lohnerhöhung für Klinikpersonal durchsetzen und die Angebote der Arbeitgeber angenommen würden, fehlten 2008 1,2 Milliarden Euro in den Kassen. Da die Krankenhäuser wegen gesetzlicher Vorgaben ihre Preise pro Jahr nicht um mehr als 0,64 Prozent erhöhen dürfen, sehen die Kliniken keine Möglichkeit, die steigenden Kosten für Personal, Energie und Lebensmittel durch Steigerung der Einnahmen zu kompensieren. Es gibt in Deutschland 2104 Krankenhäuser mit rund 1,1 Millionen Mitarbeitern, die jährlich 16,8 Millionen Patienten versorgen. Der Jahresumsatz der Kliniken beträgt 60,4 Milliarden Euro. Neben den Arzneimittelkosten ist der Klinikbetrieb einer der beiden großen Ausgabenblöcke der gesetzlichen Krankenversicherungen.

1.491.666.726.750

(eine Billion vierhunderteinundneunzig Milliarden sechshundertsechsundsechzig Millionen siebenhundertsechsundzwanzigtausend und siebenhundertfünfzig)

Vorwoche: 1.491.380.103.682
Verschuldung pro Kopf: 18.121
Vorwoche: 18.118

(Dienstag, 12. Februar 2008, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Kaum Kraft für Neuausrichtung

Die Nato braucht eine neue Gesamtstrategie, doch das Alltagsgeschäft verhindert Blick auf Größeres

Von Gerd-H. Komossa

In knapp drei Monaten werden die Staats- und Regierungschefs der Nato zu ihrer 60. Tagung in Bukarest zusammentreffen. Die Agenda zu dieser Tagung ist noch nicht fertiggestellt. In den nationalen Ministerien und den hohen Nato-Kommandobehörden wird zurzeit an der Tagesordnung gearbeitet. Wenn die Konferenz eröffnet wird, muß nach bisheriger Praxis das Schlußprotokoll weitestgehend unterschriftsreif sein. Ziel ist, daß in Bukarest über die Situation in Afghanistan und in der Golfregion gesprochen wird, ebenso über das Kosovo-Problem und über eine Änderung der Nato-Strategie. Doch dafür dürfte die Zeit nicht ausreichen.

Die sicherheitspolitische Lage auf dem Balkan ist wenig befriedigend, ein gesicherter Friede noch nicht in Sicht. Es ist damit zu rechnen, daß sich das Kosovo in Kürze einseitig für unabhängig von Serbien erklärt. Die Nato ist darauf vorbereitet und wird in diesem Fall sicherlich das Kosovo völkerrechtlich anerkennen. Eine geschlossene Anerkennung des neuen Staates durch die Nato ist allerdings nicht wahrscheinlich. Die weitere Entwicklung wird entscheidend von der Haltung Rußlands auf dem Balkan abhängen. Bei Abspaltung des Kosovo plant die Nato, sich aus der Region zurückzuziehen und ihre bisherige Aufgabe der Befriedung der EU zu übertragen. Das wäre für die Staats- und Regierungschefs in Bukarest die beste Lösung.

Die meisten Nato-Staaten haben es mit einer Erweiterung nicht so eilig wie die USA. Amerikas Vorstellung ist es, mit Priorität die Ukraine und Georgien aufzunehmen. Doch dem — auch hier wieder — steht Rußland im Wege. Anders als bei dem Anschluß der baltischen Staaten, bei dem sich Rußland mehr oder weniger formal sträubte, wird es hinsichtlich der Ukraine und Georgiens entschieden den Widerstand leisten. Doch vorher wird über die Aufnahme von Albanien, Kroatien und Mazedonien in Bukarest zu sprechen sein. Erst dann kommt Georgien auf die Tagesordnung.

Für die Erweiterung der Nato ist wohl Kroatien am besten vorbereitet. Die Aufnahme in das Bündnis dürfte im April beschlossen werden. Das Land will den Beitritt, und die Nato will das auch. So scheint dies eine reine Formsache zu sein.

Anders sieht es mit Mazedonien und Albanien aus. Auch Albanien will Mitglied von Nato und EU werden, doch ist das Land weniger darauf vorbereitet als Kroatien. Störend für die Aufnahme ist vor allem das Verhalten der albanischen Regierung in der Kosovo-Frage. Auch befürchtet die Nato, daß ein Beitritt Albaniens mehr Schwierigkeiten für das Bündnis bringen würde als Vorteile. Doch der Beitritt neuer Länder soll ja nicht neue Probleme, sondern der Nato wie dem Antragsteller Nutzen bringen.

Mazedonien hat ähnlich wie Polen im Irak schon frühzeitig die Nato mit begrenzten militärischen Verbänden unterstützt, obwohl es kein Mitglied ist. Das will honoriert werden. Es ist wohl auch als Dank dafür zu verstehen, daß auf dem Höhepunkt der Balkankrise Mazedonien durch Nato-Verbände im Lande unterstützt wurde gegen die Gefahren aus dem Kosovo. Die Aufnahme des Landes in die Nato kann heute als sicher gelten.

Hinsichtlich der Erweiterung der Nato dürfte die Konferenz von Bukarest spannend werden durch die nicht präsente Teilnahme Rußlands am Verhandlungstisch.

Sicher scheint zu sein, daß es Sicherheit in Afghanistan auf absehbare Zeit nicht geben wird. Zwar ist der Krieg nicht heiß, doch seit Jahrzehnten gibt es keinen Frieden in dem Land. Seit dem 11. September 2001 ist das Land Nato-Fall und damit ein Problem für uns mit allen denkbaren Risiken. Am Hindukusch hängt alles davon ab, ob sich das Land selbst stabilisieren will. Die Nato ist wohl nicht sicher, welche Strategie hier anzuwenden ist. Niemand will den Konflikt verlängern, alle Länder möchten ihre Verbände gerne herauslösen, doch wie dies zu machen ist, weiß bis heute kein militärischer Planer. Eines Tages wird das Bündnis sich aber die Frage stellen müssen, ob und wann es seine Truppen wieder abziehen muß. Zurzeit lebt das Bündnis von Mandatsverlängerungen.

Für die Bundeswehr ist die Zeit relativer Ruhe an der Front wohl vorbei. Die Nato hat Deutschland gebeten, im Norden des Landes nun auch einen Kampverband der Schnellen Eingreiftruppe (QRF) von 250 Mann einzusetzen. Das heißt, daß der deutsche Einsatz eine neue Qualität erreicht. Sind bisher deutsche Soldaten vor allem Streife gefahren und haben Aufbauarbeiten gesichert, so sind sie nun zum Kampfeinsatz vorgesehen. Der Bundestag wird dem Ersuchen der Nato entsprechen. Verteidigungsminister Jung zeigt sich besorgt. Er sieht aber den deutschen Verband der QRF für den Einsatz gut ausgerüstet. Es gibt jedoch Stimmen, die besorgter klingen als die des Ministers.

Afghanistan kann nicht isoliert betrachtet werden. Die Entwicklung des Landes ist abhängig von der politischen Entwicklung in der ganzen Region. Und hier besonders von Pakistan und der Entwicklung im Irak. Eine weitere Stärkung der islamistischen Kräfte in der Region muß entscheidende Auswirkungen auf Afghanistan haben. Die Anrainerstaaten sind nicht gerade ausgeprägt westlich orientiert, und die Grenzen Afghanistans sind in ihrer ganzen Ausdehnung durch die Nato militärisch nicht zu sichern. Was also bleibt zu tun, wenn der Islam in der Region den Sieg davon trägt? Jedenfalls kann nicht ausgeschlossen werden, daß eines Tages die Nato hier zwar nicht kapituliert, doch ihre Verbände abziehen muß. Kein Krieg ist ohne Ende.

Bisher ist die Nato in ihrer langen Geschichte politisch und militärisch nicht gescheitert, doch sie steht heute wieder einmal vor ernsten und schwer zu lösenden Problemen. Man wird in Bukarest viele Fragen diskutieren müssen und dabei nicht der Frage ausweichen können nach der Stationierung eines US-Raketenabwehrsystems in Polen und der Tschechischen Republik. Rußland wird auf Klarheit bestehen und dabei deutlich machen, daß in seiner Militärdoktrin ein präventiver Einsatz von nuklearen Sprengköpfen vorgesehen bleibt. Wohin die Nato marschiert, das ist die Frage, die auf der Bukarester Konferenz der Staats- und Regierungschefs erörtert werden muß. Wahrscheinlich stellt sich im Laufe dieser Konferenz zunehmend und ernsthaft die Frage nach einer Neuausrichtung ihrer Gesamtstrategie.



Nato-Gipfel: US-Verteidigungsminister Robert Gates sucht Verbündete. Foto: action press

Diskriminiert?

Abgelehnte Bewerber können Unternehmen teuer zu stehen kommen

Von Mariano Albrecht

Können abgelehnte Bewerber, die sich bei der Stellenvergabe benachteiligt fühlen, den Arbeitgeber, der sich für eine andere Besetzung entschieden hat, belangen? Kann ein Arbeitnehmer seine Einstellung erzwingen, für eine Ablehnung sogar Schadenersatz einfordern? Anscheinend ja. Das Hamburger Arbeitsgericht entschied kürzlich zugunsten einer jungen Frau, die sich um eine Stelle als „Integrationslotse" beim Diakonischen Werk beworben hatte und nicht eingestellt wurde. Die Diakonie muß ihr nun drei entgangene Monatsgehälter zahlen. Was war passiert?

Zum Profil für die ausgeschriebene Stelle gehörte neben einem Hochschulabschluß auch die Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche. Die abgelehnte Bewerberin ist gebürtige Muslimin und praktiziert nach ihren eigenen Angaben gegenwärtig keine Religion. Die Frage, ob sie sich vorstellen könne, Mitglied einer Kirche zu werden, verneinte sie. Die Einstellung kam nicht zustande, die Türkin fühlte sich diskriminiert und klagte unter Berufung auf das Allgemeine Gleichstellungsgesetz (AGG), das die Benachteiligung wegen der Zugehörigkeit zu Ethnien, Religionen oder Minderheiten verbietet, auf Schadenersatz. Gewöhnlich ist die Beweislage in einer solchen Situation schwierig.

Es reicht die pure Behauptung

Wie konnte die junge Türkin den Vorwurf der Diskriminierung beweisen? Überhaupt nicht, es reichte die pure Behauptung.

Über den in der Stellenausschreibung geforderten Studienabschluß verfügte sie jedenfalls nicht. Doch für das Hamburger Arbeitsgericht reichte der Vorwurf einer Diskriminierung für einen Urteilsspruch zugunsten der Klägerin. Lag eine Diskriminierung wirklich vor?

Im Artikel 140 des Grundgesetzes ist das Recht auf kirchliche Selbstbestimmung verankert, auch EU-Richtlinien stellen Gemeinschaftsrecht unter das nationale Kirchenrecht. Danach ist den Kirchen die Autonomie unter anderem bei der Besetzung von Stellen im sogenannten „verkündungsnahen Bereich" zugesichert. Daß eine Sekretärin nicht unbedingt im verkündungsnahem Bereich tätig ist, mag einleuchten, daß eine Sozialpädagogin, die mit der Integrationsarbeit von Einwanderern betraut ist, den Grundsätzen einer christlichen Organisation fern sein kann, ist schon schwerer nachvollziehbar.

Wäre ein guter Kulturjournalist wohl die richtige Besetzung für eine Sportredaktion einer Zeitung, noch zumal wenn er im Bewerbungsgespräch zugeben hätte, sich nicht für Fußball zu interessieren? Diese Frage stellt Unternehmensberater Ullrich W. und erklärt: „Ganz eindeutig wird hier vom Arbeitgeber nicht nur ein fachspezifisches Profil, sondern auch ein Kompetenzprofil erwartet." Könnte wohl ein Christ im sozialpädagogischen Bereich einer muslimischen Organisation arbeiten? Es geht um die glaubwürdige Vertretung religiöser Werte als Einstellungsvoraussetzung.

Mißbrauch durch Scheinbewerbungen

Im Gleichstellungsgesetz ist dies auch im Paragraphen 9 geregelt. Demnach ist eine Ungleichbehandlung zulässig, wenn eine Religion oder Weltanschauung im Hinblick auf das Selbstbestimmungsrecht oder nach der Art der Tätigkeit eine gerechtfertigte berufliche Anforderung darstellt. Worum geht es also?

Es geht um Kompetenzen, die offensichtlich durch die Rechtsprechung als solche nicht gesehen werden. Personalmanager benutzen für die nicht fachspezifischen Eigenschaften eines Bewerbers den Begriff „Soft Skills", zu Deutsch Schlüsselqualifikationen im weiteren Sinne soziale Kompetenz. Daß diese der Bewerberin offensichtlich fehlten, übersah das Gericht und gab den Kritikern des umstrittenen Gesetzes einmal mehr Recht. Sie sehen das Gleichstellungsgesetz als Türöffner für Abzocker. Schon kurz nach dem Inkrafttreten des Gesetzes im Jahr 2006 registrierten viele Arbeitgeber sogenannte Scheinbewerbungen, die darauf abzielten, mit dem Gesetz Schindluder zu treiben. Der Arbeitgeber-Verband in Olpe warnte bereits im Jahr 2006 seine Mitglieder in einem Schreiben: „Es zeigt sich immer deutlicher, daß die zahlreichen Mißbrauchsmöglichkeiten des AGG mit anwaltlicher Unterstützung gegen Unternehmen eingesetzt werden."

Eine Stuttgarter Anwaltskanzlei hat dem Mißbrauch einen Namen gegeben: AGG-Hopping. In einer Internetdatenbank dokumentiert die Kanzlei mißbräuchliche Bewerbungen. Die Kanzlei geht derzeit zirka 200 Fällen nach, die auf fingierte Bewerbungen schließen lassen.

Subventionierte Ladenhüter

Von Harald Fourier

Es ist wieder Berlinale-Zeit. Der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) ist in seinem Element, reitet von Party zu Party. Und auch die Bosse der großen Filmfirmen werden sich gegenseitig auf die Schultern klopfen. Dank der Großen Koalition im Bund haben sie Grund dazu genug.

Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) hat nämlich den Deutschen Filmförderfonds (DFFF) gegründet, der Kino-Produzenten seit 2007 Geld nach den Gesetzen des Wohlfahrtsstaates zuschießt: Wer hohe Kosten hat, bekommt viel dazu – ein neues deutsches Subventionswunder.

Mit 60 Millionen Euro wurden im ersten Jahr seines Bestehens 99 Filme gefördert. Alle weiteren deutschen Filmtöpfe machen übrigens – laut Berliner „Tagesspiegel" – weitere 230 Millionen Euro aus. Gerade haben Berlin und Brandenburg ihre Landesförderung um weitere drei Millionen erhöht. Schon jubelt Petra Müller, Geschäftsführerin des „Medienboards Berlin Brandenburg", dies sei eine „kluge Investition für Wachstum und Arbeitsplätze."

Wirklich? Leider nicht einmal auf dem Papier! Es ist wie so oft, wenn sich der Staat in kulturelle Angelegenheiten einmischt: Es geht gründlich in die Hose. So hat der DFFF nur die Taschen der deutschen Filmproduzenten voller gemacht, aber nicht die Kinosäle. Der wirtschaftliche Erfolg blieb aus, weil das Publikum mit den hochsubventionierten Produktionen nichts anfangen konnte.

Die Zahl der Kinobesucher sank 2007 sowieso schon um etwa zehn Prozent. Die deutschen Filme lockten aber ersten Schätzungen zufolge nur noch halb so viele Zuschauer in die Kinos wie im Vorjahr.

Woran könnte das wohl liegen? Tatsache ist, daß Filme nicht dadurch besser werden, daß die Produzenten mit unseren Steuergeldern gemästet werden. „Das Leben der anderen" mit dem viel zu früh verstorbenen Ulrich Mühe in der Hauptrolle hat dies einmal mehr unter Beweis gestellt.

Der Film mußte mit einem Budget von weniger als zwei Millionen Euro hergestellt werden. So etwas nennen wir Billigproduktion. Die Schauspieler verzichteten auf ihre Gage oder einen Teil davon. Sonst wäre der Streifen unbezahlbar geworden.

Erst später wurde der Wert dieses aufwühlenden Films über die schmerzhafte Wandlung eines Stasi-Offiziers vom Saulus zum Paulus erkannt – in Hollywood, also da, wo die beim Publikum erfolgreichen Filme zu Hause sind. Dort erhielt das Werk einen Oskar. In den USA alleine spielte „Das Leben der anderen" dann elf Millionen Dollar an den Kinokassen ein!

Kalte Enteignung, die zweite

Brandenburg zog still das Land toter Bodenreform-Begünstigter ein – Erben klagen



Als das Recht zum ersten Mal gebrochen wurde: Wie hier in Sachsen erhielten Kleinbauern ab 1945 Land aus der Beute der enteigneten Güter.

Foto: Ullstein

Von Markus Schleusener

Es wird wieder über die Bodenreform gestritten. Nach dem Krieg wurden auf dem Gebiet der späteren DDR Grundbesitzer enteignet, das Land an „kleine Leute" verteilt.

Jetzt ist ein Skandal ans Tageslicht gekommen, der dieser damaligen Enteignung in nichts nachsteht.

Es geht dabei um das selbe Land, das Bodenreformland. Denn die Erben derjenigen, die damals ein Grundstück bekommen haben, sind nun auch wieder enteignet worden. Diesmal hat sich der Staat, konkret das Land Brandenburg, als Erbe eingesetzt, wenn die Erben der Bodenreform-Begünstigten nicht zu ermitteln waren.

Nun ist es die ganz normale Vorgehensweise, daß Besitz, dessen Erben nicht auffindbar sind, an den Staat fällt. Im Falle des Bodenreformlandes haben sich die Behörden aber nicht die geringste Mühe gegeben, diese Erben auch zu ermitteln, was ihre juristische Pflicht gewesen wäre.

Offenbar herrschte eine Haltung in den Brandenburger Amtsstuben, die sich so zusammenfassen läßt: „Wenn wir die ursprünglichen, eigentlich rechtmäßigen Besitzer schon einmal enteignet haben, dann können wir so etwas auch ein zweites Mal tun."

„Sittenwidrig" nennt der Bundesgerichtshof diese Aneignung durch das Land und gab jetzt den Brüdern Horst und Egon N. aus Strausberg recht. Die beiden haben erst vier Jahre nach der Aneignung durch das Land Brandenburg erfahren, daß das Bodenreformland ihres verstorbenen Vaters inzwischen Staatsbesitz war. Sie wären leicht zu ermitteln gewesen, da sie seit 1960 durchgehend an der selben Adresse wohnten.

Insgesamt geht es um bis zu 10 000 vererbte Grundstücke. Die Praxis reicht bis in die Zeit nach der Wiedervereinigung zurück. Diese neuerliche Bodenreformland-Enteignung ist damit ein handfester politischer Skandal, der auch politische Konsequenzen hat. Erst befaßte sich das Landeskabinett und am vergangenen Dienstag der Landtag mit der Problematik.

Die Staatsanwaltschaft Potsdam prüft laut der Tageszeitung „Die Welt", ob sie Ermittlungen wegen Untreue aufnimmt. Innenminister Jörg Schönbohm (CDU) kritisierte die Praxis als „beschämend" und forderte umgehende Aufklärung. Finanzminister Rainer Speer (SPD) kündigte an, die Anträge auf Grundbucheintragung in 1000 laufenden Fällen (!) sofort zurückzuziehen. Die Linkspartei, die sich selbst als politischer Arm der Bodenreform und der dadurch Begünstigten sieht, wird Speer mit bohrenden Fragen in Bedrängnis bringen.

Das ursprüngliche Unrecht der Bodenreform spielt unterdessen weder in der Rechtsprechung noch in der öffentlichen Debatte eine Rolle. Immerhin ist das Land, um das es geht, zwischen 1945 und 1949 schon einmal gegen alles Recht enteignet worden!

Diese Enteignungen wurden von der westdeutschen Regierung im Einigungsvertrag 1990 jedoch ausdrücklich anerkannt. Helmut Kohl hat immer wieder behauptet, dies sei eine Bedingung der Sowjets gewesen, ohne die es keine Wiedervereinigung gegeben hätte. Beweise oder Zeugen, die diese Behauptung stützen würden, konnte er jedoch nie präsentieren. Der damalige sowjetische Präsident Michail Gorbatschow indes hat stets heftig bestritten, den Deutschen irgendwelche Vorschriften hinsichtlich des Umgangs mit dem gestohlenen Privatgrund gemacht zu haben.

Der Rechtsstaat, der die Bodenreform für juristisch falsch, aber für politisch unvermeidbar hält, hätte jetzt die Chance, das erbenlose Land an die ursprünglichen Eigentümer zurückzugeben. Wenigstens eine solche Mini-Wiedergutmachung hätte er leisten können. Aber nichts da.

Zu denen, die in den 90er Jahren mit viel Aufwand vergeblich versuchten, die Bodenreform rückgängig zu machen, gehört Markus Roscher. Der Berliner Rechtsanwalt hatte diese Angelegenheit „resigniert abgehakt", wie er sagt, und war umso überraschter von den sittenwidrigen Neuaneignungen. In einer der *PAZ* vorliegenden Stellungnahme schreibt er: „Daß nunmehr aber das Land Brandenburg die Dreistigkeit besitzt, nach guter alter DDR-Art den Erben des Bodenreformlandes dasselbe noch einmal zu stehlen, ist geradezu eine Ironie des Schicksals."

Die politischen Reaktionen der Brandenburger Landesregierung hält Roscher für unangemessen. So meint er über Rainer Speer, der noch nicht vollzogene Einträge in die Grundbücher zurückziehen möchte: „Eine sehr gnädige Haltung des Finanzministers, der damit ankündigt, sich nunmehr endlich um die Einhaltung des Rechtes zu bemühen. Eigentlich müßte er sofort zurücktreten, denn die Schadenersatzansprüche gegen das Land Brandenburg dürften aufgrund des Verhaltens seiner Behörde beträchtlich sein."

Furcht und Faszination

200 Jahre Auf und Ab: Berliner Ausstellung beleuchtet das zwiespältige Russenbild der Deutschen

Von Markus Schleusener

Vor zwei Jahren zierte den „Stern" das Bild einer dicken alten Frau am Strand. Die Überschrift „Die Russen kommen" sollte auf den neuen Wohlstand und die Reiselust unser östlichen Nachbarn hinweisen, die uns in bestimmten Urlaubsregionen immer öfter über den Weg laufen. Im Text jammerte das Hamburger Hochglanzmagazin dazu: „Hartz IV und Rentenloch waren schon schlimm genug. Jetzt nehmen uns auch noch die Russen unsere Liegestühle weg."

Längst ist es nicht nur eine Handvoll superreiche Oligarchen, die Baden-Baden mit ihren goldenen Kreditkarten leerkauft. Auch der normale deutsche Mittelmeerurlauber begegnet in Griechenland oder der Türkei immer mehr russischen Touristen.

Da werden schnell alte Klischees wachgeküßt, die von Glasnost, Perestroika und Michael Gorbatschows großer Beliebtheit nur vorläufig verdrängt worden sind. „Die Russen kommen" ist als Weckruf wieder öfter zu hören und schürt neue (und zugleich alte) Ängste, die „die Japaner kommen" oder „die Franzosen kommen" nie und nimmer erzeugen können.

In Berlin ist jetzt eine Ausstellung zu sehen, die sich mit solchen Klischees auseinandersetzt. „Unsere Russen, unsere Deutschen" versucht die Hintergründe zu beleuchten, die zu solchen Stereotypen geführt haben. Gezeigt werden die „Bilder vom anderen", darunter viele Karikaturen, die ganz besonders nationale Befindlichkeiten ausdrücken.

Es gibt viele gute Seiten Rußlands. Jeder kann sich den Russen als großzügigen und trinkfesten Gastgeber vorstellen. Und so manch ein deutscher Dichter (allen voran Thomas Mann) schwärmte von der „russischen Seele". Tolstois und Dostojewskis Romane fanden in Deutschland rasenden Absatz. Und auch heute kommt fast jedes neue Buch des russischstämmigen Wahlberliners Wladimir Kaminer auf die Bestsellerlisten.

Zum Rußlandbild gehören aber auch politische Urteile, die oft vorschnell gesprochen werden – und meistens sehr negativ ausfallen. Der Koordinator der Ausstellung Peter Jahn sagt: „Die deutsche Öffentlichkeit macht es sich zu einfach und greift zu häufig auf alte Muster zurück."

Er meint das Bild vom autoritären Kreml-Regime, das das Land nach Nazi- oder Kommunistenmanier gleichgeschaltet habe. Das Ende der Pressefreiheit zum Beispiel. Schon mehrfach, auch jetzt vor der Präsidentenwahl wieder, erheben Deutsche den Zeigefinger und berichten über Einschnitte in dieses Grundrecht. Dabei betreffe das nur das Fernsehen. Im Verlagswesen und im Internet werde weiterhin kritisch berichtet, relativiert Jahn. Wir hätten uns einfach angewöhnt, ein negatives Bild von Rußland zu pflegen.

Das gleiche gilt für die Einschränkung der Demonstrationsfreiheit. Dieses Recht wird auch in Deutschland immer wieder eingeschränkt, aber nur im Falle Rußlands wird dies gleich als Beleg für den Rückfall in ein totalitäres Zeitalter gewertet.

Und dann natürlich der Krieg. Die Ereignisse von 1939/45 haben das deutsch-russische Verhältnis auf Jahrzehnte vergiftet. Aber was mit der millionenfachen Vertreibung endete, war nicht der erste Krieg, der das Verhältnis beider Nationen geprägt hat.

Schon 1813 erschien in Leipzig eine Broschüre unter dem Titel: „Über die russischen Soldaten und wie man es anzufangen hat, daß man gut mit ihnen auskommt." Damals – im Jahr der Völkerschlacht – wurden die Russen, von denen sich viele in Leipzig aufhielten, ein Stückweit als Befreier wahrgenommen. Diesmal wirklich.

Vorher mußten viele Deutsche mit Napoleon als dessen Verbündete nach Rußland in den Krieg ziehen. Der Feldzug erstarb im russischen Frost. General Winter avancierte damit zu einer festen Angstgröße im strategischen Denken deutscher Militärs.

Wie wir sehen, sind nicht alle Vorurteile falsch. So meint auch Peter Jahn: „In diesen Bildern findet sich auch ein Stück Realität. Deren Vereinfachung ist für unsere Orientierung unerläßlich."

Die Ausstellung, die auch die russische Sichtweise der Dinge zeigt, wird begleitet von einem Rahmenprogramm. So hält am 21. Februar um 18 Uhr Wolfgang Eichwede einen Vortrag über „Deutsche Rußlandbilder nach 1945". Die Ausstellung ist noch bis zum 2. März im Schloß Charlottenburg zu sehen.

Brandenburger holen auf

Die Brandenburger holen auf bei der Kaufkraft. Wie das Nürnberger Marktforschungsinstitut GfK ermittelt hat, liegt die Kaufkraft der Märker 2008 zwar noch immer 15 Prozent unter dem Bundesdurchschnitt. Seit Beginn des Jahrzehnts sei aber ein Angleichungsprozeß zu beobachten.

Die Kaufkraft ist das, was jedem Einwohner zum Ausgeben übrigbleibt. Allerdings sind darin auch seine Aufwendungen für Mieten oder Kredite enthalten, weshalb die Werte in Regionen mit besonders hohen Wohnkosten deutlich von dem abweichen können, was jemand wirklich zur freien Verfügung hat.

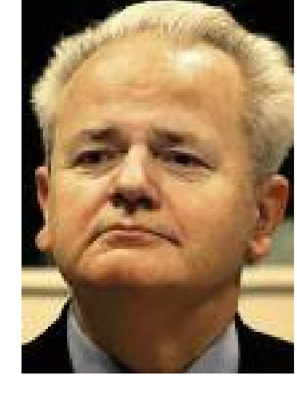
Regional sind die Werte in der Mark sehr unterschiedlich. In den Randregionen Berlins liegt die Kaufkraft um bis zu 28 Prozent über dem Bundesdurchschnitt. In manchen Randlagen Brandenburgs haben die Menschen hingegen über 22 Prozent weniger in der Tasche als der deutsche Schnitt. *H.H.*

Zeitzeugen



Ibrahim Rugova – Der Anfang 2006 mit nur 61 Jahren gestorbene Rugova wurde bereits 1992 zum ersten Präsidenten der einseitig ausgerufenen „Republik Kosovo“ gewählt und 1998 im Amt bestätigt. Rugova war stets um eine gewaltfreie Lösung bemüht, konnte den Krieg 1999 aber nicht verhindern. Er blieb Präsident des autonomen Gebiets, bis er an Lungenkrebs starb.

Richard Holbrooke – Auch US-Vermittler Holbrooke scheiterte bei dem Versuch, den Kosovokrieg am Verhandlungstisch zu verhindern. Noch 1995 war es ihm mit einer recht rabiaten Verhandlungstaktik gelungen, die zerstrittenen Parteien des Bosnien-Konflikts im US-amerikanischen Dayton zum Kompromiß zu treiben. Der 1941 in New York geborene Holbrooke ist Sohn einer 1933 emigrierten deutschen Mutter und hat neben Geschichte und Politik auch Deutsch studiert.



Slobodan Milosevic – Der 1941 geborene Milosevic wurde 1989 jugoslawischer Präsident. Er hob sofort die Autonomie des Kosovo auf, womit der Konflikt begann. Mit seiner aggressiven Politik trug er wesentlich zum Zerfall Jugoslawiens bei. 2000 wurde Milosevic in einem Volksaufstand gestürzt und 2001 an das Internationale Kriegsverbrechertribunal in Den Haag überstellt. Dort starb er 2006 in Untersuchungshaft.

Hashim Thaci – 1968 geboren engagierte sich Thaci schon seit 1989 in der kosovo-albanischen Studentenbewegung. In den 90er Jahren avancierte er zum Kommandeur in der Untergrundarmee UCK. Seit den gescheiterten Verhandlungen von Rambouillet gilt er als Führer der UCK, ist seit 1999 Chef der „Demokratischen Partei“ und seit 2007 Ministerpräsident des Kosovo.



Helmut Harff – Der Brigadegeneral a. D. befehligte die Luftlandebrigade, die als deutsches Kontingent an der Besetzung des Kosovo teilnahm. Mit robusten Methoden erstickte er jeden serbischen Widerstand im Keim. In Prizren gab er den Serben nur 30 Minuten, sich zurückzuziehen. Als der serbische Offizier verhandeln wollte, erwiderte Harff: „Jetzt sind es nur noch 25 Minuten.“

Europas Armenhaus

Was ein unabhängiges Kosovo zu bieten hat

Von WOLF OSCHLIES

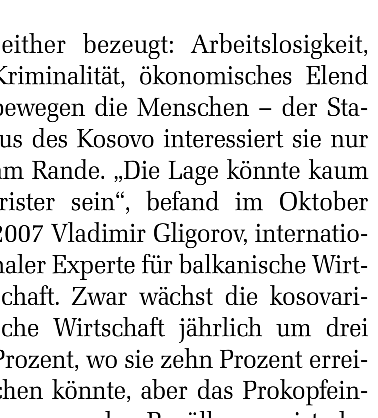
Trotz Vorkommen an Braunkohle, Blei, Zink, Kupfer und Chrom – die Investoren kommen nicht, da das Kosovo ein bitterarmes Land ist, schrieb ein albanisches Expertenteam 2002 in einem „Frühwarnbericht“: 2000 erlebte die Region eine kurze Scheinblüte, um bald wieder in Elend, Arbeitslosigkeit, Analphabetentum und ökonomisch bedingte Gewaltkriminalität zurückzufallen. Details lieferte 2003 das Kosovo-Wirtschaftsforschungsinstitut „Riinvest“ nach: Die Arbeitslosigkeit liegt bei 83 Prozent, rund 80 Prozent des Bruttoinlandsprodukte (BIP) bestehen aus Überweisungen von Auslands-Kosovaren und internationalen Hilfen, die seither um zwei Drittel zurückgingen. Die Akzeptanz von Recht und Behörden ist gering, Mafiawesen und Schwarzmarkt blühen. Ausländische Hilfsorganisationen verlassen das Kosovo, womit 16000 Arbeitsplätze fortfielen, dazu der Stellenabbau der zivilen UN-Übergangsverwaltung (UNMIK). In dieses perspektivlose Kosovo strömen immer mehr junge Albaner zurück, deren Asylanträge in Westeuropa abgelehnt wurden.

Und alles verschlimmere sich, behauptete 2007 Ljubomir Kljakic, Wirtschaftsexperte der angesehenen Belgrader „Politika“: „Das Kosovo ist seit 1999 zum sozio-ökonomischen schwarzen Loch geworden, angefüllt mit militarisierten und kriminellen Lokalkulturen, die eine Bedrohung der Sicherheit für den Balkan und ganz Europa darstellen. Seit 1999 pumpte die internationale Gemeinschaft ins Kosovo rund 50 Milliarden Dollar, doch seine Versorgung mit Strom und Wasser, sein Gesundheits- und Bildungswesen, seine Agrarproduktion sind mangelhaft. Es ist unter internationaler Verwaltung um Jahrzehnte zurückgeworfen worden.“

Mehr noch: Laut Interpol stammen 40 bis 70 Prozent von Europas Drogen aus dem Kosovo. UNMIK und OSZE klagten kurz vor Jahresende 2007, daß das Kosovo ein 98prozentiges „Monopol“ am europäischen Menschenhandel habe. Laut der US-Menschenrechtsorganisation „Freedom House“ ist es im Kosovo um Demokratie und Medienfreiheit so schlecht wie nirgendwo in Europa bestellt. UN-Generalsekretär Ban Ki-Moon gab in seinem ersten Kosovo-Bericht am Jahresende 2007 ein düsteres Bild: Streiks und Demonstrationen wegen elender Lebensbedingungen, Arbeiter und Angestellte seit Monaten ohne Lohn, Sicherheitslage weiterhin angespannt, ein unzureichendes Justizsystem, Behinderung des Wiederaufbaus serbischer Kirchen und Häuser, die während des albanischen Pogroms vom März 2004 zerstört wurden, durch albanische Behörden.

Die UN-Resolution vom Juni 1999 definierte das Kosovo als Provinz Serbiens „mit substantieller Autonomie“. Im Gegensatz dazu entläßt die internationale Gemeinschaft nun das Kosovo in die Unabhängigkeit, was Wolfgang Ischinger, deutscher Diplomat und EU-Vertreter in der Kosovo-„Troika“, schon im September 2007 aussichtslos nannte: „Der Status ist unbedeutend. Wovon wollen sich die Kosovaren ernähren? Sie würden weiterhin von ausländischer Hilfe abhängig sein.“

Seit Jahresbeginn 2008 ist der ehemalige UCK-Kommandant Hashim Thaci, der die Unabhängigkeit der Region wie kein anderer mit Druck und Drohungen betrieben hat, Premier des Kosovo. Zahlreiche Umfragen haben es seither bezeugt: Arbeitslosigkeit, Kriminalität, ökonomisches Elend bewegen die Menschen – der Status des Kosovo interessiert sie nur am Rande. „Die Lage könnte kaum trister sein“, befand im Oktober 2007 Vladimir Gligorov, internationaler Experte für balkanische Wirtschaft. Zwar wächst die kosovarische Wirtschaft jährlich um drei Prozent, wo sie zehn Prozent erreichen könnte, aber das Prokopfeinkommen der Bevölkerung ist das niedrigste in ganz Europa.



Die internationale Gemeinschaft möchte das Kosovo so bald wie möglich verlassen, es aber auch nicht völlig den Ex-Terroristen der UCK überlassen. Für die bedeutet „überwachte Unabhängigkeit“, daß letztlich die UN und demnächst die EU für alles geradestehen müssen, was sie unternehmen oder unterlassen – beginnend mit der seit sieben Jahren verschleppten Volkszählung, die alle „Sünden“ dieser Politiker enthüllen würde: Nicht einmal die Regierung weiß, wie viele Menschen dort leben, und behilft sich mit „Schätzungen“, die von 1,7 bis 2,4 Millionen reichen. Aus dem Kosovo wurden Hunderttausende Nicht-Albaner vertrieben, weitere Ungezählte verschleppt oder getötet.

Das Kosovo ist mit 1,3 Milliarden US-Dollar im Ausland verschuldet, wofür Serbien den Schuldendienst tragen muß. Belgrad zahlte von 2002 bis 2006 217 Millionen US-Dollar.

Und nach der Unabhängigkeitserklärung kommen alte Forderungen wieder auf den Tisch: Die Nato „muß ewig im Kosovo bleiben, denn sie ist eine albanische Privatarmee“, das Kosovo muß umgehend in die EU kommen, als „besondere Entität“ Brüssel direkt unterstellt. Letzteres forderte Kosovo-Präsident Fatmir Sejdiu Anfang Januar vom neuen EU-Präsidenten Slowenien.

„Es wäre ein Glück für alle Kosovo-Albaner“, seufzte nach dem Pogrom vom März 2004 Veton Surroi, Publizist und Chef der liberalen Partei „Ora“, „wenn die jetzige Politiker-Garnitur im Kosovo rasch und ersatzlos von der Bühne verschwände“. Bei der Parlamentswahl vom November 2007 kam Surrois „Ora“ nicht mehr ins Parlament, wo jetzt die UCK-„Kämpfer“ unter sich sind.



Kaum Möglichkeiten: Das Kosovo wird auf Hilfen angewiesen bleiben. Foto: pa

Die Albaner dominieren

Das Kosovo dominieren heute mit einem Anteil von geschätzt 95 Prozent an der Gesamtbevölkerung die Albaner, nur noch vier von Hundert Bewohnern sind Serben, alle übrigen kleinen Volksgruppen bringen es gerade noch auf zusammen ein Prozent der rund 1,9 Millionen Einwohner.

Die starke albanische Dominanz ist das Ergebnis einer höheren Geburtenrate, zuletzt aber auch von Flucht und Vertreibung der nicht-albanischen Bevölkerung, vor allem der Serben.

Neben den beiden großen Volksgruppen lebt traditionell eine Reihe kleinerer Ethnien in der Region, die in den vergangenen Jahren auf oft tragische Weise zwischen die Fronten des serbisch-albanischen Konflikts geraten sind. So etwa die Gruppe der Kosovo-Türken, deren

Hohe Geburtenrate sorgte für Überzahl

Vorfahren im Zuge der Jahrhunderte dauernden Osmanenherrschaft ins Land gekommen waren. Von den Serben trennt sie ihr muslimischer Glauben und die historische Hypothek, mit dem brutalen Regiment der Sultane identifiziert zu werden. Von den Kosovo-Albanern werden sie trotz der gemeinsamen Religion wegen ihrer Nationalität aber ebenfalls nicht als Brüder betrachtet.

Ähnlich ergeht es den Goranen, den Nachfahren islamisierter Serben. Obwohl serbischsprachig gelten sie serbischen Nationalisten als Verräter, die sich einst den Türken religiös unterworfen hätten. Für albanische Scharfmacher sind sie wiederum vor allem Serben.

Auf genauso isoliertem Posten stehen die kosovarischen Zigeuner vom Stamm der Roma oder die geheimnisvolle Volksgruppe der Aschkali. Die Herkunft der Aschkali ist ungewiß, sie selbst meinen, von alten Ägyptern abzustammen, die mit Alexander dem Großen in die Region gekommen seien. Forscher halten sie eher für albanisch-sprechende, meist muslimische Zigeuner.

Alle kleineren Volksgruppen, seit langer Zeit im Kosovo ansässig, sind in den Kriegs- und Vertreibungswirren der vergangenen Jahre auf wenige tausend Angehörige geschrumpft. Viele der Kosovo-Türken und -Roma, Goranen und Aschkali haben ihre Heimat verlassen. *H.H.*

Geschichte voller Fremdherrschaft

Osmanen und Serben, aber auch die alten Römer herrschten im Kosovo

Von MANUEL RUOFF

Um 1000 vor Christus siedelten im heutigen Kosovo die Illlyrer. Die heutige Mehrheitsbevölkerung, die Albaner, sind entweder Nachfahren der Illyrer oder aus einem altbalkanischen Volk hervorgegangen, das neben den Illyrern in diesem Raum lebte. Vom 2. Jahrhundert vor Christus bis zum 1. Jahrhundert nach Christus integrieren die Römer das illyrische Siedlungsgebiet in ihr Reich.

Erst im 6. Jahrhundert verbreiten sich die Slawen auf dem Balkan. Vorerst, bis zum 11. Jahrhundert, bleibt die römische beziehungsweise oströmische Herrschaft über den Kosovo erhalten. Um 1200 begründen jedoch die Serben einen serbischen Staat mit serbischem König und serbischer Nationalkirche, in den das Kosovo eingegliedert wird.

In der Schlacht auf dem Amselfeld unterliegen die orthodoxen Serben 1389 den muslimischen Osmanen. Serbien einschließlich des Kosovos wird ein osmanischer Vasallenstaat. Nach der Einnahme Konstantinopels 1453 und dem Ende Ostroms übernehmen die Osmanen die direkte Herrschaft im Kosovo. Daß die muslimischen Albaner mit ihren osmanischen Glaubensbrüdern sympathisierten, nehmen die orthodoxen Serben den Albanern bis heute übel.

Die Zeit der Serben und ihrer Rache an den Albanern kam mit dem Zerfall des Osmanischen Reiches. Als Folge des Ersten Balkankrieges von 1912 mußten die Osmanen Serbien das Kosovo abtreten. Schon bei dessen Eroberung verübte das serbische Militär ein Massaker, dem 10000 Zivilisten zum Opfer fielen. Die Serben betrieben eine Politik der Slawisierung und trieben neben anderen Nicht-Serben auch viele Albaner in die Auswanderung. Von daher wurden die Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg als Befreier begrüßt. Die Mittelmächte konnten sich jedoch im Kosovo nicht halten, und nach der Rückkehr der Serben übten diese blutige Rache. Im Jugoslawien genannten Großserbien der Zwischenkriegszeit setzten die Serben ihre Albaner diskriminierende Politik im Kosovo fort. Daher wurden wie im Ersten so auch im Zweiten Weltkrieg Serbiens Eroberer als Befreier begrüßt. Albanische Polizisten beteiligten sich am deutschen Kampf gegen den serbischen Terrorismus.

Aber auch in diesem Weltkrieg siegte die Seite der Serben, und abermals folgte der kurzfristigen Befreiung serbische Rache und Unterdrückung. Bis 1966 sind mehr als 200000 Albaner in die Türkei ausgewandert. Dann beendete Josip Broz Tito, ein Kroate, der sich aber vor allem als Jugoslawe fühlte, die Diskriminierung der Albaner in seinem Land durch seine serbischen Landsleute.

Die Krux begann, nachdem Tito gestorben war und an die Stelle seines Sozialismus der Nationalismus des Serben Slobodan Milosevic trat. Milosovic hat es trotz der Sympathien, welche Serbien nicht nur im slawischen Rußland, sondern nach den Erfahrungen zweier Weltkriege auch im Westen besitzt, fertiggebracht, eine Politik zu betreiben, die international nicht durchsetzbar war.

Nach der Befreiung von der Drangsal durch die Serben steht das Kosovo nun vor dem Schritt in die Unabhängigkeit. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker geböte es, die Kosovaren beziehungsweise die kosovoalbanische Bevölkerungsmehrheit diesen Schritt gehen zu lassen – doch was zählt das Selbstbestimmungsrecht in der internationalen Politik?

Von der eigenen Ideologie überrollt

SPD stimmt widerwillig Kindergelderhöhung zu, dabei will sie etwas ganz anderes

Von Hans Heckel

Wer in den vergangenen Jahren geklagt hat, die Grundausrichtung der beiden großen Parteien kaum noch unterscheiden zu können, kann endlich aufatmen: Beim Koalitionsstreit um die Kinderbetreuung tritt die Trennlinie zwischen linker und bürgerlicher Überzeugung auf klassische Weise hervor – und verläuft, übersichtlich wie lange nicht mehr.

Mit ihrer „Hamburger Erklärung“ hatte die Union, unterstützt von der FDP, der SPD die Pistole auf die Brust gesetzt. Sie fordert, zum 1. Januar 2009 das Kindergeld zu erhöhen und über das Ausmaß der Anhebung im Herbst zu entscheiden. Darüber hinaus bekräftigen die Christdemokraten in dem Papier ihren Wunsch, zusätzlich zum Kindergeld den Kinderzuschlag an erwerbstätige Eltern mit Niedrigeinkommen so auszuweiten, daß damit 250 000 Kinder erreicht werden, 2007 waren es nur 100 000. Durch den Zuschlag werden, zusätzlich zum Kindergeld, Geringverdiener mit bis zu 140 Euro monatlich pro Kind unterstützt, die sonst oft mit Hartz-IV-Bezug besser davonkämen.

Angeführt von Bundesfinanzminister Peer Steinbrück hielten die Sozialdemokraten zunächst dagegen. Statt das Kindergeld anzuheben, wollte die SPD lieber mehr Geld in staatliche Betreuungseinrichtungen stecken. Dafür sollte das Kindergeld eingefroren werden, selbst eine Senkung des steuerlichen Kinderfreibetrags nahmen die sozialdemokratischen Finanzplaner in ihre Forderung mit auf: Statt mit höheren Zahlungen die Familien direkt zu unterstützen, sollte das Geld lieber in staatliche Betreuungsangebote fließen.

Kindergeld oder Kinderfreibetrag werden alternativ gewährt, man bekommt also entweder das eine oder das andere, je nach dem, was für die Familie günstiger ist. Das Kindergeld beträgt derzeit 154 für jedes der ersten drei Kinder und 179 Euro für jedes weitere.

Besserverdienende ab derzeit rund 62 000 Euro Familien-Jahreseinkommen stehen sich mit der steuerlichen Entlastung über den Kinderfreibetrag besser. Laut Verfassung darf auch bei Kindern das staatlich festgesetzte Existenzminimum nicht besteuert werden. Dieses teilt sich in zwei Bereiche: Einmal das „sächliche Existenzminimum“ von im Durchschnitt 3648 Euro jährlich pro Kind. Auf Druck des Bundesverfassungsgerichts wurde zudem ein weiterer Freibetrag von 2160 Euro als Mindestaufwand für Betreuung, Erziehung und Ausbildung hinzugefügt. Die SPD, die sich bis Anfang dieser Woche verbissen gegen eine Erhöhung des Kindergeldes zur Wehr gesetzt hatte, wollte den Zusatzfreibetrag für Kinder ebenfalls „unter die Lupe nehmen“. Hier zeigt sich der ideologische Kern der Kontroverse. Es ging der SPD darum, den Eltern die Erziehungsgewalt über ihre Kinder weiter zu entwinden. Daher wollten sie einerseits die Freibeträge und die alternativen Direktleistungen wie Kindergeld kürzen und gleichzeitig die staatliche Kinderbetreuung ausbauen.

Die Union wiederum will die Erhöhung von Kindergeld und Freibetrag ebenso wie die Ausweitung der Zusatzzahlungen an Kinder von besonders geringverdienenden Eltern untrennbar koppeln an das Projekt, bis 2013 die Betreuungsplätze für unter Dreijährige auf 750 000 zu verdreifachen.



Fremdbetreuung als Ideal: Auch Kurt Beck (SPD) zeigt sich gern im Kindergarten. Foto: ddp

Die Linie der Union ist damit ebenso klar: Eltern sollen die Wahl haben, ob sie ihre Kinder zu Hause betreuen oder an öffentliche Einrichtungen abgeben. Um diese Wahlfreiheit sicherzustellen, sollen finanzielle Nachteile im einen oder anderen Fall möglichst ausgeschlossen werden.

Die SPD folgte der traditionellen linken Vorstellung, daß Betreuung unter staatlicher Aufsicht besser sei, als die Kleinkinder ganz bei ihren Eltern zu belassen. Berichte über Kinder, die von ihren eigenen Eltern gequält oder grob vernachlässigt werden, geben dieser sozialdemokratischen Forderung Nahrung. Zudem geben die Sozialdemokraten an, Frauen dürften nicht gezwungen werden, ihre berufliche Laufbahn aufs Spiel zu setzen, wenn sie Kinder wünschen.

Wenig Beachtung findet hier, daß die spektakulären Fälle von Mißbrauch und Vernachlässigung nur einen verschwindend kleinen Teil der Wirklichkeit widerspiegeln. Zudem geben viele junge Mütter an, sehr wohl gern eine Auszeit für die Kindererziehung nehmen zu wollen, statt ihr Kind schon kurz nach der Geburt wochentags staatlicher Obhut zu überlassen.

Wahlkampftaktisch ärgerlich für die Sozialdemokraten ist, daß ihnen die Union die sozialpolitische Show gestohlen hat und sie nun klein beigeben mußten, so daß das Kindergeld nun doch erhöht werden soll. In der Mindestlohndebatte wollte die SPD gerade erst die Geringverdiener für sich begeistern, besonders diese Gruppe aber wäre von einem Einfrieren oder gar Kürzen des Kindergeldes betroffen gewesen. Der Kinderfreibetrag wurde zuletzt 2005 angepaßt, während die letzte Kindergelderhöhung schon drei Jahre länger zurückliegt, derzeit haben die Geringverdiener also ohnehin das Nachsehen.

Entsprechend erregt fielen die Reaktionen der SPD auf die „Hamburger Erklärung“ der CDU aus. Nicht allein, daß den Sozialdemokraten die ganze familienpolitische Richtung nicht paßt. So kurz vor der Hamburger Bürgerschaftswahl sahen sich die Sozialdemokraten unerwartet in die sozialpolitische Defensive gedrückt.

MELDUNGEN

Auch Jobs für Hilfsarbeiter

Köln – Die sozialversicherungspflichtige Beschäftigung wächst derzeit schneller als die gesamte Erwerbstätigkeit. So stieg die Zahl der sozialversicherungspflichtigen Arbeitskräfte von März 2006 bis März 2007 um 660 000. Vom aktuellen Aufschwung besonders profitiert haben Hilfsarbeiter: Knapp 90 000 bekamen innerhalb der vergangenen zwölf Monate eine Stelle. Auch haben 374 000 Hilfsarbeiter einen neuen Arbeitgeber gefunden. Ganz oben auf der Liste der frisch Angeheuerten finden sich zudem Bürofachkräfte, Lager- und Transportarbeiter, Sozialarbeiter, Schlosser und Maurer. Bank- und Versicherungsfachleute haben dagegen alles andere als Konjunktur. In diesen Berufen wurden innerhalb eines Jahres knapp 12 000 Jobs gestrichen. *IW*

Keine Scharia für Deutschland

Bonn – Kritik am Vorschlag des geistlichen Oberhaupts der Anglikaner, Erzbischof Rowan Williams, Teile des islamischen Religionsgesetzes, der Scharia, in Großbritannien gelten zu lassen, hat der EKD-Ratsvorsitzende, Bischof Wolfgang Huber geübt. „Es ist ein falscher Ansatz, von einem doppelten Recht auszugehen und sich davon Integration zu erhoffen.“ Zwar müsse man die Frage stellen, inwieweit kulturelle Besonderheiten innerhalb des Rechtssystems einen legitimen Ort haben könnten. „Aber man muß gerade darauf aus sein, daß es in einem Land ein Recht gibt“, so Huber weiter. Williams hatte sich dafür ausgesprochen, die Scharia als Alternative in Teilen des Zivilrechts anzuerkennen. Als ein Beispiel nannte er das Familienrecht. Extreme strafrechtliche Anwendungen – also etwa Händeabhacken für Diebstahl, Steinigung für Ehebruch oder die Todesstrafe wegen des Religionswechsels von Muslimen – hält Williams jedoch für ausgeschlossen. *idea*

Ost-Deutsch (53):

Humbug

Von Wolf Oschlies

„Humbug“ ist laut etymologischen Wörterbüchern eine Bezeichnung für „Aufschneiderei, Schwindel, Unsinn“, ein englischer Slangausdruck von unbekannter Herkunft, im 19. Jahrhundert ins Deutsche übernommen. Aber hat nicht 1867 der Franzose Jules Verne die Novelle „Le Humbug“ verfaßt, eine böse Satire über US-Geschäftsleute? Wir werden den Humbug wohl nie genau erklären können, ihn jedoch weiter im Munde führen, unsere slawischen Nachbarn auch.

Bei Polen steht „humbug“ für Unsinn. Als 2006 Zyta Gilowska als Finanzministerin in die damalige Regierung eintrat, war das für die Presse ein „najbardziej zdumiewajacy humbug“, also ein höchst verblüffender Unsinn. Was eine Agentur für Zeitarbeit unternimmt, erscheint auch nur als „polski humbug“, und in der tiefsten Provinz einen Großflughafen zu planen, das „przedsiewziecie to humbug“ – ist ein unsinniges Unternehmen.

Mehrdeutiger als polnischer „humbug“ ist tschechischer „humbuk“. Er bezeichnet zum einen den absehbaren Fehlschlag: „Skolsky zakon je humbuk“ (Das Schulgesetz ist ein Humbug). Sodann eine mögliche Enttäuschung: „Laser TV. Revoluce nebo humbuk?“ (Laser-TV: Revolution oder Humbug?) Und schließlich überflüssigen Pressetrubel, wie unlängst Jaroslav Silhavy, neuer Fitnesstrainer der tschechischen Fußballnationalmannschaft, erkennen ließ. Er will alles anders als die Deutschen machen, denn „ti kolem toho spousteji humbuk“ (die machen daraus nur Radau).

Seit über 15 Jahren wirkt in Tschechien die Popgruppe „Humbuk“, deren melancholische Lieder sich zum Beispiel in Studentenkreisen größter Beliebtheit erfreuen. Vor drei Jahren entdeckten witzige Intellektuelle die „krivka humbuku“, die Humbugskurve, welche die Behandlung technischer Innovationen durch die Medien darstellt: Erst kommt die große Begeisterung, es werden unrealistische Erwartungen geweckt. Dann folgt der Praxisschock, Enttäuschung macht sich breit, einmal mehr wird die „krivka humbuku“ ihre vier Stationen absolvieren: Enthusiasmus, Kritik, Hohn, Vergessen. Oft entpuppt sich die Neuerung doch als Erfolg, aber da haben die Medien längst einen neuen „humbuk“ gestartet und der gestrigen Sensation „ufídrzén“ gesagt, also (deutsch) „Auf Wiedersehen“.

Vertrauen in die Ehe geraubt

Das neue Unterhaltsrecht kann Ex-Frauen zur Arbeit zwingen und heizt Prozeßwelle an

Von Rebecca Bellano

Anfang Februar zog die Tageszeitung „Die Welt“ eine erschütternde Bilanz der Familienpolitik der Bundesregierung, Mit den Worten „die Große Koalition hat das Ende der traditionellen Familie besiegelt“ begann der Artikel „Die Politik schafft die Hausfrau ab“. Der Auslöser für das, was „Die Welt“ so schockierte, war das neue Unterhaltsrecht, an dem die Große Koalition lange rumgefeilt hatte. „Neues Unterhaltsrecht – ein Sieg für die Kinder!“ lautete der positiv klingende Titel der Pressemitteilung des Bundesministeriums der Justiz, in dem die zuständige Ministerin Brigitte Zypries am 9. November 2007 die vollzogene Reform des Unterhaltsrechts verkündete.

Das Gesetz läßt viele Fragen offen

Die Grundidee zu dieser Reform mag auch durchaus redlich gewesen sein. Ziel war es, alle Kinder einer unterhaltspflichtigen Person, egal ob ehelich oder unehelich geboren, in ihren Ansprüchen gleichzusetzen. „Die Kinder stehen künftig im ersten Rang. Sie haben Vorrang vor allen anderen“, so Brigitte Zypries – und degradierte damit die geschiedenen Frauen. Ob nun willentlich oder unbewußt, Fakt ist, damit wurde auch die Institution Ehe verändert und aus Sicht vieler Konservative sogar entwertet, denn die Rolle der Hausfrau und Vollzeit-Mutter wird somit zum unkalkulierbaren Risiko für eine Frau. Vorher allerdings war die Ehe für viele Männer ein unkalkulierbares Risiko, da sie stets Sorge haben mußten, im Falle einer Scheidung nicht nur für ihre Kinder Unterhalt zu zahlen, sondern auch lebenslang ihre Ex weiter zu finanzieren. Diese Regelung erschwerte ihnen die Möglichkeit einer neuen Familiengründung und war Anlaß zu steter Verstimmung zwischen den geschiedenen Elternteilen. So mancher Mann kam sich von seiner Ex ausgenommen wie eine Weihnachtsgans vor. Das Unterhaltsrecht ermöglichte es beispielsweise ehemaligen Krankenschwestern, die dann ihren Chef ehelichten, ein Leben nach dem Motto einmal „Chefarztgattin, immer Chefarztgattin“ zu führen, obwohl sie selbst für ihren Unterhalt hätte sorgen können. Derartig schillernde Fälle sorgten für Mißstimmung bei vielen Männern und ließen auch so manchen vor einer Eheschließung zurückschrecken, zumal die beruflichen Möglichkeiten junger Frauen heute ganz andere sind als in Zeiten ihrer Mütter. Da heute viele Frauen aufgrund ihrer Ausbildung selber für sich sorgen können, sieht der moderne Mann nicht ein, warum er für die moderne Frau auch nach der Scheidung weiterzahlen soll. Doch wie so häufig neigt der Gesetzgeber auch hier, von einem Extrem ins andere zu wechseln. „Früher wurde beim Unterhaltsrecht so getan, als ob die Ehe nie geschieden worden wäre. Heute tut man nun so, als ob sie nie geschlossen worden wäre“, klagt die Berliner Familienanwältin Ingeborg Rakete-Dombek.

Die Ehe versorgte Mütter und Hausfrauen

Außerdem ist das Gesetz schlecht gemacht, da es Fragen offenläßt. Zwar wäre es angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen verständlich gewesen, wenn das Unterhaltsrecht alle künftigen Ehen betreffen würde, schließlich nimmt es Männern so einen Teil ihrer Angst vor der Schließung einer Ehe, bedauerlicherweise kann es jedoch rückwirkend geltend gemacht werden, so daß Frauen, die vor Jahren von ihrem Mann geschieden wurden, jetzt in ihrem Unterhaltsanspruch gekürzt beziehungsweise zur Arbeit gezwungen werden können. Für jene Frauen, die seit Jahrzehnten aus dem Beruf raus sind, da sie, wie in ihrer Jugend üblich, die Rolle der Hausfrau übernommen haben, ist es unmöglich, nach so langer Auszeit wieder in den Beruf einzusteigen. Ihnen könnte der soziale Abstieg drohen.

Könnte? Da das Gesetz kaum klare Antworten, sondern den Juristen nur „Billigkeitsregeln“ als Hinweise anbietet, müssen jetzt Präzedenzfälle geschaffen werden. Eine unnötige Herausforderung für die Gerichte, die auch schon ohne das Aufrollen alter Fälle genug zu tun haben. Ist der Mutter zweier schulpflichtiger Kinder eine Vollzeitstelle zuzumuten? Und wer kümmert sich um die Kinder, wenn ihre Mutter arbeiten muß? Kindergartenplätze, bei denen der Nachwuchs eingehütet werden kann, gibt es bekanntlich jetzt schon zu wenige.

Auf was können Frauen jetzt noch vertrauen, wenn sie sich entscheiden, daheim bei ihren Kindern zu bleiben? Fragen über Fragen und inwieweit sind eigentlich Kinder die Sieger einer Gesetzesreform, die ihnen ihre Mütter nimmt?

MELDUNGEN

Keine Entschädigung für Agnes Trawy

Bialystok – Auch in der Berufungsinstanz vor dem Appellationsgericht in Bialystok hat die Deutsche Agnes Trawy kein recht bekommen. Sie scheiterte mit ihrer Klage, für enteignetes Land entschädigt zu werden. Sie hatte umgerechnet 625 000 Euro vom polnischen Staat und der Gemeinde Gedwangen gefordert, da die Kommune Grundstücke aus ihrem väterlichen Erbe in Narthen (Kreis Neidenburg) als Bauland weitergegeben hatte. Wie die Vorinstanz in Allenstein hielten die Richter in Bialystock daran fest, daß der Anspruch auf Entschädigung bereits 2003 verjährt sei. Jetzt lasten rund 25 000 Euro an Prozeßkosten auf Agnes Trawny. Sie habe ein anderes Urteil erwartet, sagte sie der „Gazeta Wyborcza“, will aber in die Revision gehen. Vor dem Obersten Gericht in Warschau hatte die Spätaussiedlerin bereits einen großen Erfolg erringen können. 2005 hatten ihr die Richter einen großen Teil ihres Erbes von ursprünglich 100 Hektar zugesprochen. Die zweite Klage um den restlichen Besitz ist zumindest bisher noch erfolglos, obwohl die Richter des Appellationsgerichtes bestätigten, daß die Gemeinde Gedwangen ohne jede Rechtsgrundlage gehandelt hatte. Nach dem Bericht der „Gazeta Wyborcza“ haben sogar die Kommunenvertreter vor Gericht diesen Standpunkt vertreten. Allein der Ablauf einer zehnjährigen Rechtsfrist steht dem Anspruch auf Entschädigung entgegen.

Jagd auf Karikaturist

Kopenhagen – In Dänemark findet eine Jagd auf den Zeichner der umstrittenen Mohammed-Karikaturen von 2005 statt. Nach Morddrohungen mußten der unter Polizeischutz stehende, 73jährige Kurt Westergaard und seine Frau Gitte mehrfach die geheimen Unterkünfte wechseln. Letzte Woche nahm die Polizei mehrere Verdächtige fest, die einen Anschlag auf Westergaard geplant haben sollen.

Geordnetes Chaos

Wie Italien trotz permanenter politischer und wirtschaftlicher Probleme überlebt

Von SOPHIA E. GERBER

Das bunte Treiben des Karnevals ist vorbei und die Fastenzeit hat begonnen. Besonders geübt in der Entsagung sind die Italiener. Das ganze Jahr über verzichten die Bürger auf zuverlässige Post- und Transportdienste, einen effizienten öffentlichen Nah- und Fernverkehr, eine funktionierende Müllabfuhr, eine stabile Regierung, vertrauenswürdige Politiker sowie auf eine florierende Wirtschaft. Täglich gibt es neue Hiobsbotschaften. So brachte im Dezember vergangenen Jahres ein Lastwagenstreik die Versorgung ganzer Regionen zum Erliegen. Das Benzin wurde knapp und in den Großstädten kam es zu Panik-Hamsterkäufen. Anfang dieses Jahres sorgten der Abfallskandal in Neapel, der wochenlange Poststreik in der Lombardei und auf Sizilien sowie der nationale Fluglotsenstreik für Schlagzeilen. Den traurigen Tiefpunkt der Talfahrt erreichte Italien mit dem Scheitern der letzten Regierung. Angesichts dieser Ereignisse mögen sich externe Beobachter fragen, warum die Republik noch nicht wie ihr historischer Vorläufer, das Römische Reich, untergegangen ist. Doch hinter dem scheinbar permanenten Ausnahmezustand verbirgt sich ein Chaos mit System, eine stabile Instabilität.

Beispiel Politik: Obwohl das Land beinahe mehr Nachkriegsregierungen als Nachkriegsjahre zu verzeichnen hat, waren es oftmals dieselben Köpfe, welche die Ministerialposten unter sich aufteilten. Über Jahrzehnte hinweg dominierte die christdemokratische DC die Staatsgeschäfte. Sie war von 1946 bis 1993 ständig Regierungsmitglied und stellte in diesem Zeitraum fast alle Ministerpräsidenten. Auch ihre Bündnispartner waren stets – obschon in wechselnder Zusammensetzung – die gleichen, nämlich die Sozialistische Partei (PSI) und die drei laizistischen Parteien der Sozialdemokraten (PSDI), der Liberalen (PLI) und der Republikaner (PRI). Ihre Anzahl blieb beschränkt, obwohl das Wahlgesetz de facto keine Sperrklausel vorsah und diverse Splittergruppen im Parlament vertreten waren. Eine solche Kontinuität der Regierungskräfte ist im Vergleich zu anderen westlichen Demokratien einmalig. Sie war allerdings mehr aus der Not heraus geboren. Denn um eine Minderheitsregierung zu vermeiden, mußten die Christdemokraten mangels Alternativen meist alle vier potentiellen Koalitionspartner mit ins Boot holen. Diese Abhängigkeit der DC nutzten die Parteien aus und drohten zur Durchsetzung ihrer Interessen mit einem Bündnisaustritt – eine Drohung, die sie häufig auch wahrmachten. Sie konnten sich ja sicher sein, bei der nächsten Kabinettsbildung wieder am Tisch zu sitzen. Giulio Andreotti, der allein siebenmal Ministerpräsident war, pointierte diese Situation wie folgt: „Zehn Parteien sind auf dem politischen Feld, aber nur fünf – Christdemokraten, Sozialisten und die drei laizistischen Parteien – dürfen Tore schießen.“



Abgang über den roten Teppich: Romano Prodi (2. v. l.) ist erneut gescheitert. Foto: pa

Seit dem Zusammenbruch der DC und des PSI wegen krimineller Machenschaften in großem Stil haben die Anzahl der Akteure in der Regierungsverantwortung ebenso wie die Differenzen innerhalb der Koalition zugenommen. Eklatantestes Beispiel: Prodis letztes Zehn-Parteien-Bündnis. Das derzeitige Wahlrecht gibt selbst kleinsten Splittergruppierungen eine entscheidende Rolle. Die meistgewählten Parteien, die Forza Italia und die Linksdemokraten, erhalten zusammen gerade mal ein Drittel der abgegebenen Stimmen. Dazu kommt eine starke Polarisierung zwischen den Lagern, die zuweilen mit rechts- und linksextremen Kräften kooperieren müssen.

Unter diesen Umständen ist eine stringente politische Linie kaum möglich. Eine wachsende Politikverdrossenheit der Bürger erscheint verständlich. Das Gefühl, keinen Einfluß auf „die da oben“ zu haben, spiegelt sich etwa in dem Ausspruch „Piove, governo ladro!“ („Es regnet. – Diese verdammte Regierung!“) wider. Nicht gerade vertrauensfördernd wirken zudem die verbreitete Korruption und die organisierte Kriminalität. Ihnen bietet der marode bürokratische Staatsapparat einen Nährboden. Doch das Mißtrauen in die staatlichen Institutionen hat auch eine positive Seite. Die Italiener haben dadurch ein hohes Maß an Pragmatismus, Improvisationsfähigkeit und Bereitschaft zur Selbstorganisation entwickelt. In keinem anderen Land ist der Familienzusammenhalt so groß wie hier.

Beispiel Wirtschaft: Im EU-Vergleich hinkt die italienische Volkswirtschaft seit Jahren in vielen Bereichen hinterher. Jugend- und Langzeitarbeitslosigkeit sind überdurchschnittlich hoch. Handel und Produktivität stagnieren. Die Haushaltslage ist desolat, nicht zuletzt weil in der Vergangenheit immer wieder klientelistische Leistungen aus der Staatskasse bezahlt wurden. Ursachen der ökonomischen Misere sind fehlende Struktur-Reformen, hohe Lohnstückkosten sowie Finanzierungslücken in den Sozial- und Rentenkassen. Doch die Wirtschaftsflaute trifft nicht für die Gesamtheit des Landes zu. Der Norden besitzt einen gut entwickelten Dienstleistungssektor. Er gehört mit seinen zahlreichen kleinen und mittelständischen Unternehmen sowie mit Konzernen wie Fiat zu einer der prosperierendsten Regionen Europas. Die Großstädte Mailand, Turin und Genua sind Teil des europäischen Wirtschaftskernraums. Auch Mittelitalien verfügt über florierende Bereiche wie die Textilindustrie und die Tourismusbranche. Die Arbeitslosigkeit liegt unter sechs Prozent. Der Süden des Landes, auch Mezzogiorno genannt, stellt dagegen eines der Armenhäuser Europas dar. Er ist geprägt von hoher Arbeitslosigkeit, niedrigen Löhnen und der Kontrolle diverser Wirtschaftszweige durch die Mafia. Ursachen für den Entwicklungsrückstand sind der große Landwirtschaftssektor und das dem gegenüber fehlende Dienstleistungsgewerbe. Auch Milliardeninvestitionen und Subventionsprogramme konnten diesen nicht beheben. Perlen vor die Säue sind da die aus dem Boden gestampften Industrieanlagen, wenn es im Umland nicht die notwendige Infrastruktur, Zulieferbetriebe und Fachkräfte gibt.

Auf die Fastenzeit folgt Ostern. Italien wäre nicht Italien, wenn es bis dahin nicht noch ein paar faule Eier legen und dennoch wieder aus seinem politisch-ökonomischen Morast auferstehen würde. Totgeglaubte leben eben länger.

Dauerklinsch

Wien: Vertuschung im Fall Kampusch

Von R. G. KERSCHHOFER

Die derzeitige politische Lage in Österreich läßt sich am besten so veranschaulichen: Es gibt fünf Oppositionsparteien – und zwei davon bilden die Regierung. Denn kaum hat sich die Koalition zu irgendeiner Entscheidung durchgerungen, wird diese von der einen oder der anderen Seite wieder in Frage gestellt.

Die jüngste Kontroverse wurde vom abberufenen Leiter des Bundeskriminalamts ausgelöst, der dem Ministerbüro in zwei international bekannten Kriminalfällen Versagen und Amtsmißbrauch vorwirft. Dazu muß man wissen, daß das Innenministerium bis zum Jahr 2000 (mit der kurzen Ausnahme von 1966 bis 1970) immer in Händen der SPÖ war. Seither aber haben ÖVP-Innenminister eine massive „Umfärbung“ aller Führungsebenen betrieben. Ein Klima, in dem Denunziationen und Intrigen, sogar in Verbindung mit der Halbwelt, geradezu blühen mußten.

Die Vorwürfe konkret: Nach Auffliegen des Skandals um die einstige Gewerkschaftsbank Bawag vor zwei Jahren habe die (inzwischen verstorbene) Innenministerin Prokop Weisung erteilt, belastende Untersuchungsergebnisse direkt an die ÖVP weiterzugeben. Und ebenfalls 2006, nachdem das Entführungsopfer Natascha Kampusch freigekommen war, stieß die Polizei auf einen Aktenvermerk, in dem ein Polizist bereits 1998, bald nach der Entführung, auf den tatsächlichen Entführer hingewiesen hatte – doch diesem Hinweis wurde nicht weiter nachgegangen. Prokop habe angeordnet, die Angelegenheit zu vertuschen, weil man „so knapp vor den Wahlen keinen Polizei-Skandal brauchen“ könne.

Rätselhaft ist, warum eine ÖVP-Ministerin eine in die Zeit eines SPÖ-Ministers fallende Panne vertuschen wollte. Daher drängt sich der Verdacht auf, daß auch noch ganz andere Machenschaften aufkommen könnten. Die Sache beschäftigt inzwischen die Staatsanwaltschaft und eine von Innenminister Platter (ÖVP) eingesetzte interne Kommission mit namhaften externen Teilnehmern. Wenn es nach den anderen Parteien geht, wird auch ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß eingesetzt – was dann aber tatsächlich zum Koalitionsbruch führen könnte.

Meuterei in der Strafkolonie

Russische Gefangene entdecken Hungerstreik als oppositionelles Kampfmittel

Von M. ROSENTHAL-KAPPI

Das dürfte Putin und seiner Regierung so kurz vor der Präsidentenwahl wohl kaum in den Kram passen: Neben den berühmt-berüchtigten Ex-Oligarchen Michail Chodorkowskij und Platon Lebedew haben nun Insassen weiterer sibirischer Gefängnisse den Hungerstreik als Kampfmittel entdeckt, um auf ihre unwürdigen Haftbedingungen aufmerksam zu machen. So nahmen in der vergangenen Woche etwa 100 Häftlinge von knapp 2000 an einer solchen Protestaktion teil, weil die neu eingesetzte Leitung der Haftanstalt im südsibirischen Kemerowo zu derart harten Disziplinarmaßnahmen gegriffen hatte, daß ein Häftling anschließend im Krankenhaus behandelt werden mußte. Außerdem wollten sie auf ihre schlechte Nahrungsmittelversorgung aufmerksam machen. Die Gefängnisleitung tat den Aufstand als Provokation ab, wie sie bei einem Wechsel in der Zuchthausleitung häufiger vorkomme. Möglicherweise spekulieren diese Gefangenen tatsächlich darauf, auf diese Weise eine Generalamnestie erwirken zu können, da sich erfahrungsgemäß russische Regierungen in der Geschichte vor einem Machtwechsel gerne als Wohltäter zeigten.

> Zum Zeichen der Solidarität

Hungerstreik als Druckmittel der Opposition scheint in Rußland gerade jetzt in Mode zu kommen, besonders bei politischen Häftlingen, wie im Falle des Ex-Oligarchen Michail Chodorkowskij, der eine achtjährige Haftstrafe im Zuchthaus von Tschitinsk absitzt. Immer wieder macht der ehemalige Chef des Jukos-Konzerns, der auf Drängen der russischen Regierung im vergangenen Jahr zerschlagen wurde und in dem Staatskonzern Rosneft aufging, von sich reden. Das Internet bietet ihm und seinen Unterstützern mit einer eigenen Seite ein ideales Forum. Chodorkowskij trat aus Solidarität mit einem ehemaligen Mitarbeiter in den Hungerstreik. Gegenwärtig könnte sein Fall für die Präsidentenwahl sogar an Brisanz gewinnen. Es hatte Spekulationen über eine vorzeitige Begnadigung der inhaftierten Ex-Oligarchen gegeben. Statt dessen wurde Chodorkowskijs Gnadengesuch nun abgelehnt und ein neuer Prozeß gegen ihn und Lebedew wegen des Diebstahls von Öl angekündigt, also hat man sich nichts Neues einfallen lassen, denn der bisherige Vorwurf lautete „Wirtschaftskriminalität“.

> Als Kriminelle abgestempelt

Seit April 2006 sitzt der damalige Jukos-Justiziar Walerij Alexanjan in der Moskauer „Matrosenstille“ in Untersuchungshaft. Als kürzlich bei ihm Aids und Lymphknotenkrebs diagnostiziert wurden, nahm man seine schwere Krankheit zum Anlaß, ihn zu erpressen, indem man ihm drohte, ihm so lange jede medizinische Hilfe zu verweigern, wie er keine Kooperationsbereitschaft zeigte, sprich Chodorkowskij und Lebedew belastete.

Das lehnte Alexanjan ab und erklärte, er habe keinerlei kriminelle Handlungen beider bemerkt und könne eine solche deshalb auch nicht bezeugen. Während Chodorkowskij hungerte, wurde Alexanjan doch in ein Krankenhaus gebracht, allerdings wußte niemand, nicht mal seine Anwälte, in welches. In jedem anderen zivilisierten Land wäre der Prozeß gegen einen dem Tode Geweihten niedergelegt worden. Nicht jedoch in Rußland, obwohl Todesstrafe und Folter offiziell abgeschafft sind. Oppositionelle als Kriminelle abzustempeln hat in Putins Rußland Methode. Ganz gleich, ob es um einen Kasjanow, Kasparow, Chodorkowskij, Beresowskij oder einen Litwinenko geht, die Botschaft ist immer die Gleiche: Wer gegen den Strom schwimmt, geht unter.

Dies mußte auch ein ganz kleiner Fisch erleben, der Bürgermeister von Archangelsk, Alexander Donskoj, einer der letzten gewählten Bürgermeister, der sich mit der geänderten Regel, der zufolge der Präsident die Gouverneure und Bürgermeister ernennt, nicht anfreunden konnte. Er wurde in Untersuchungshaft gesteckt und wartet nun auf einen Prozeß, gegen den auch er mit einem Hungerstreik prostestiert.

»Ja, wir schaffen es«

US-Wahlkampf: Unterschiede zwischen Clinton und Obama sind nur schwer auszumachen

Von Liselotte Millauer

Ein langgezogener Schrei erhebt sich aus dem euphorischen Chor der Anhänger der Demokraten: „Obaamaaa!“ Es klingt wie ein filmreifer Hilferuf mit einem Schuß von Humor. Schauplatz ist das elegante Kodak-Theater am Hollywood-Boulevard, gleich neben dem weltberühmten Grauman's Theater, wo die Superstars der Leinwand von einst bis heute ihre Hand- und Fußspuren hinterlassen. Doch das Kodak-Theater, mit Oscar-Verleihung und anderen hochkarätigen Ereignissen der Film- und Entertainment-Industrie dem Hollywood-Glamour gewidmet, ehrte an diesem Tag zwei andere Superstars: Hillary Rodham Clinton und Barak Obama bei ihrer letzten Debatte vor dem größten Ereignis der Vorwahlen: dem Super Tuesday, an dem 24 der 50 US-Staaten ihre Entscheidung für einen der beiden Demokraten abgaben.

Daß die noch bis vor kurzem erwartete Krönung von Hillary Clinton zur Präsidentschafts-Kandidatin der Demokraten am Super Tuesday vorvergangene Woche ausgeblieben ist, überrascht. Zwar erhielt die Ex-First-Lady eine Mehrheit – 1045 Stimmen gegenüber 960 Stimmen für Obama –, doch mußte sie diese inzwischen nach Abstimmungen in weiteren Staaten an Obama abgegeben.

Dies ist der dramatischste Wahlkampf seit Nixon gegen Kennedy geworden. Die nun auch noch von einer massiven Wirtschaftskrise bedrohten Amerikaner sind plötzlich aus ihrer Lethargie aufgewacht, in die Bush-Administration sie mit dem Krieg im Irak gebracht hat, der Milliarden US-Dollar verschlingt.

Mit Barak Obama und Hillary Clinton hat das Land gleich zwei hervorragende Demokraten, die sich im Prinzip einig sind und etwas verändern wollen ... für Amerika und damit auch für die Welt. Aber da ist ein Unterschied. Die Schilder für Clinton hinter der CNN-Tribüne besagen „Hillary for President“, „Hillary into the White House“. Die Schilder für Obama tragen groß das Wort „HOPE“ für Hoffnung und „CHANGE“ für Wechsel. Und den sowohl überzeugt wie geschickt den mexikanischen Immigranten-Demonstrationen entliehenen Slogan „SI SE PUEDE“, „Yes, We Can“ für „Ja, wir schaffen es“. Das hat eine riesige emotionalle Wirkung.



Es wird eng: Hillary Clintons Chance, gegen Barak Obama zu bestehen, wird geringer. Foto: AP

Hillary steht für Erfahrung, aber auch Establishment. Obama aber steht für Aufbruch, für einen neuen Beginn, für die Zukunft – was er in seinen knappen, coolen und brillant formulierten Reden demonstrativ betont. Dieser junge, intelligente Senator von Illinois hat etwas Mitreißendes, was es seit John F. Kennedy in der US-Politik nicht mehr gegeben hat. „Seit dem Tod meines Vaters hat mich niemand so fasziniert wie Barak Obama“, sagte Caroline Kennedy, als sie sich mit Senator Edward Kennedy, American Royalty, hinter den Illinois-Senator stellte.

Der Riß Clinton oder Obama geht mit rapide steigender Intensität durch alles: durch Familien, Freundschaften, Gesellschaftsklassen, Organisationen, Rassen, Geschlechter, Altersgruppen und selbst durch die einflußreichen Hollywood-Stars. Da jeder von beiden für die gleichen demokratischen Rechte wie Veränderungen kämpft, ist die Entscheidung zwischen Clinton und Obama nicht so sehr eine sachliche, sondern vor allem eine persönliche geworden.

Bei den großen Themen, die die Amerikaner bewegen – Wirtschaft, Irak-Krieg-Beendigung, eine funktionierende Krankenversicherung wie Altersversorgung und Immigration –, ist es für beide schwer, Unterschiede herauszuarbeiten und in Wahl-Vorteile gegeneinander zu verwandeln. Einen für viele gewaltigen Vorteil hat Obama mit seiner einst flammenden Ablehnung des Irak-Krieges. Hillary hingegen stimmte im Rahmen der Täuschung um die Massenvernichtungswaffen mit dem Washingtoner Establishment dafür. Das ist ihr einziger objektiver Nachteil.

Mit einer derartigen Dramatik können die Republikaner nicht aufwarten. Doch auch sie machten mit dem unerwarteten Sieg von John McCain, dem Ausstieg von Mitt Romney und dem guten Abschneiden des Ex-Baptisten-Predigers Mike Huckabee ihre eigenen Schlagzeilen. Unter den streng konservativen Kräften im Lande brach pures Entsetzen aus, denn der aufsässige, furchtlose und bei vielen verhaßte McCain gilt den echten Republikanern als zu liberal. Seine Versuche, den zwölf Millionen illegalen Immigranten einen Weg in die Gesellschaft zu ebnen, stieß auf Ablehnung bei den Rechten. Gleiches gilt für sein Eintreten für Abtreibung in Notfällen wie für weitgehende Rechte für homosexuelle Verbindungen. McCain ist in vielem, wie Arnold Schwarzenegger, der ihn offiziell unterstützt, den Demokraten näher als den konservativen Republikanern, doch seine Gegen-Kandidaten konnten die Anhänger der Partei noch weniger hinter sich einen.

Der größte Nachteil des Vietnamkriegveterans McCain ist sein Eintreten für den Irak-Krieg und seine Zustimmung, die US-Präsenz dort „wenn nötig für 100 Jahre“ zu erhalten. Das würde bei der Hauptwahl am meisten Obama nützen. doch im Grunde auch Clinton, denn beide sind für einen Abzug der Streitkräfte und somit für eine Beendigung der Todesfälle unter den Soldaten, die jeden Monat sinnlos neue junge Familien zerstören. Trotzdem sind alle Kandidaten für eine Fortsetzung der Terrorbekämpfung. Osama zu finden, ist selbst für Obama wichtig.

Ein weiterer Faktor ist McCains Alter, 71. „No Country For Old Men“ heißt ein für den Oscar nominierter Film, und für viele könnte er auf McCain gemünzt sein. Auch ein Vorteil für Obama.

Es ist unmöglich vorherzusagen, wer von den beiden Demokraten bessere Chancen gegen McCain hätte. Derzeit setzen Umfragen zwar auf Obama, aber einige Kreise sind von seinem „Wir wollen Amerika retten“-Gerede bereits angenervt. Wie ein CNN-Kommentator richtig bemerkte: „Wie wir wissen, wissen wir nichts. Alles, was wir voraussagen, wird ständig auf den Kopf gestellt.“

MELDUNGEN

Rebellen erklären EU zum Feind

N'Djamena – „Die Allianz der bewaffneten Opposition glaubt nicht länger an eine Truppe, die vor allem aus französischen Soldaten besteht und deren operationelle Führung Frankreich innehat“, erklärten die Rebellen im Tschad gegenüber den EU-Truppen. Für die Rebellen sind die Soldaten der EU Gegner, da französische Streitkräfte, wenn auch ohne EU-Mandat, auch den Präsidenten des Tschad, Idriss Déby, unterstützt haben. Der Pressesprecher der Eufor-Mission, Oberst Philippe de Cussac, schreckt die Erklärung der Rebellen nicht. Die EU-Truppe sei auch mit den 2100 Franzosen in der 3700 Mann umfassenden Einheit neutral und zur Friedenserhaltung im Land. Man lasse sich von derartigen Drohungen nicht bremsen, so de Cussac.

Europarat warnt Niederlande

Straßburg – Laut einem Bericht des Europarates nimmt die „Islamophobie“ in den Niederlanden erschreckende Ausmaße an. Der Ton in der politischen und öffentlichen Debatte wäre rassistisch. Sechs Prozent der niederländischen Bevölkerung sind Moslems.

Alkoholverbot stört Kirche

Budapest – Die eifrigsten Verfechter von Null-komma-Null-Promille am Steuer sind bekanntlich Politiker mit Dienstwagen und Chauffeur. Daß das rigorose Alkoholverbot in Ungarn zu Jahresbeginn wieder eingeführt wurde – wie einst in Ostblock-Zeiten – hat aber auch eine kulturpolitische Dimension: Wegen des Priestermangels müssen Priester an Sonntagen bis zu drei Messen an verschiedenen Orten lesen, die Verwendung von Meßwein ist aber unerläßlicher Teil der Meßfeier. Nur wie soll ein Priester mit Null-Komma-Null Promille von einer Ortschaft zur anderen gelangen? Ein Ansuchen der ungarischen Bischofskonferenz um eine Ausnahmeregelung für Priester wurde von der derzeitigen Regierung – erwartungsgemäß – abgeschmettert. *RGK*

Der eurasische Erdgas-Poker

Politischer und ökonomischer Wettlauf um neue Leitungen

Von R. G. Kerschhofer

North Stream“, „South Stream“, „Blue Stream“, „Amber“, „Nabucco“, so heißen jene Großprojekte, die den Erdgas-Transport von östlichen Lagerstätten zu westlichen Verbrauchern sichern sollen – als Ergänzung und als Alternative zu den Leitungen durch die Ukraine und Weißrußland. Eine breite Streuung von Transportwegen wäre ganz im Sinne der Verbraucher, denn auch Transitländer können Gashähne zudrehen. Allerdings schließen manche Projekte einander wechselseitig aus, und so kommt es zwischen den Interessenten zu einem Geflecht von teils überlappenden, teils gegensätzlichen Zweckbündnissen.

Verbraucher und Produzenten etwa haben das gemeinsame Interesse, möglichst wenig auf Transitländer angewiesen zu sein. Ideal gelöst ist dies beim Ostsee-Projekt „North Stream“, das Rußland direkt mit Deutschland verbindet. Polen hingegen setzt sich für „Amber“ („Bernstein“) ein, was laut polnischen Angaben viel billiger wäre – und über das Baltikum durch Polen führen würde. Aber selbst der neue Ministerpräsident Tusk, der sich sehr um bessere Nachbarschaft bemüht, beißt in Moskau auf Granit.

Produzenten wiederum müssen bestrebt sein, ein Kartell zu bilden, und Rußland ist tatsächlich

Rußland das Monopol nehmen

dabei, mit den zentralasiatischen ehemaligen Sowjet-Republiken eines aufzubauen. Die sind aber nicht gerade begeistert, denn Rußland würde damit das wichtigste Transitland für ihr Gas bleiben und Preise diktieren können. Besser für die kleineren Produzenten sind alternative Absatzwege, und deshalb schielen alle hoffnungsvoll auf das unter Führung des österreichischen Erdöl- und Erdgaskonzerns OMV vorangetriebene Nabucco-Projekt, das von der Osttürkei nach Österreich (und weiter) führen soll.

Zu den bisherigen Nabucco-Partnern Botas (Türkei), Bulgargaz (Bulgarien), Transgaz (Rumänien) und MOL (Ungarn) konnte die OMV nun auch den größten deutschen Energieversorger RWE gewinnen. Aus Bukarest verlautete vorige Woche zudem – bezeichnenderweise während des Staatsbesuchs von Präsident Sarkozy –, daß Gaz de France der siebente im Bunde sei. In Wien, wo man ein „Mitmischen“ der Franzosen mit gemischten Gefühlen aufnimmt, will man das noch nicht bestätigen. Aber falls es die Électricité de France schaffen sollte, die RWE zu schlucken, hätte man ohnehin mit Franzosen zu tun.

Rußland propagiert die Konkurrenz-Projekte „Blue Stream“ durch das Schwarze Meer in die Türkei, vor allem aber „South Stream“, ebenfalls unterseeisch, nach Bulgarien. „South Stream“, eine Kooperation von Gasprom und ENI, soll teils über Griechenland und die Adria nach Süditalien führen, teils über eine Balkan-Route nach Norditalien. Daß Rußland den Serben verspricht, „South Stream“ über das von „Nabucco“ umgangene Serbien zu führen, hat aber ebenso wie die russische Kosovo-Politik einen handfesten Hintergrund: Gasprom möchte den zur Privatisierung anstehenden Öl-Konzern NIS übernehmen.

Eine unklare Rolle spielt Ungarn: Man ist Nabucco-Partner der OMV, verhandelt zugleich mit Gasprom über „South Stream“ – und scheint hauptsächlich damit beschäftigt zu sein, die Übernahme der MOL durch die OMV zu verhindern.

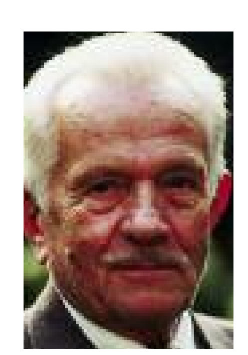
Gasprom kauft sich in die Projekte ein

Bemerkenswert sind auch die Beziehungen zwischen OMV und Gasprom: Die OMV hatte als erster westlicher Konzern schon 1968 mit der Sowjetunion langfristige Gasverträge abgeschlossen, und die 2007 unterzeichneten Verträge mit Gasprom laufen bis 2027.

Für viele überraschend räumt die OMV Gasprom nun eine 50prozentige Beteiligung an der Gashandelsplattform Baumgarten östlich von Wien ein, über die bereits ein Drittel aller russischen Exporte läuft. Baumgarten soll zum größten mitteleuropäischen „Gas-Knoten“ mit riesigen unterirdischen Speichern werden.

Daß die EU für „Nabucco“ einen eigenen „Koordinator“ nominiert hat, ist wenig hilfreich. Viel nützlicher wäre es, sich in der Iran-Politik von den USA abzukoppeln, denn mit iranischem Gas würde sich „Nabucco“ auf jeden Fall rentieren und wesentlich zur Versorgungssicherheit beitragen. Indien und Pakistan etwa haben eben mit dem Iran Verträge zum Bau einer Leitung für iranisches Erdgas abgeschlossen – obwohl sie massive teils militärische, teils sogar atomare US-Unterstützung genießen. Europäische Politiker, die sich gerne mit dem Ansprechen von Menschenrechten, Pressefreiheit und dergleichen profilieren wollen, sollten daran denken, daß das zu Lasten der eigenen Wirtschaft geht und nicht den Betroffenen hilft, sondern ausschließlich der Konkurrenz.

»Moment mal!«



»Tatort« und Türken

Von Klaus Rainer Röhl

Letzte Woche wurde das Zensurverbot des Grundgesetzes ausgehebelt. Ein „Tatort"-Krimi des Südwestrundfunks, „Schatten der Angst", der am Sonntag gezeigt werden sollte, wurde einfach abgesetzt. Nach massiven Eingriffen des rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Kurt Beck und leider auch der „Integrationsbeauftragten" Maria Böhmer von der CDU in die Programmgestaltung des Senders. Vom Intendanten des SWR hieß es, die Ausstrahlung sei verschoben auf April. Wer's glaubt, wird selig oder darf weiter Intendant in Deutschland bleiben.

Der mit Spannung erwartete Krimi basierte auf einem tatsächlich in Deutschland geschehenen Vorfall, der Ermordung einer jungen türkischen Frau durch einen ihrer Brüder, angestiftet von den eigenen Eltern. Mitten in Deutschland wurde eine 23jährige Türkin durch drei gezielte Kopfschüsse getötet. Es war ein „Ehrenmord", heißt es, und in einigen türkischen Kreisen gab es Beifall für die Tat. Die deutsche Öffentlichkeit war alarmiert bis hin zum Innenminister. Hatun Sürücü mußte sterben, um die „Ehre" ihres Mannes wiederherzustellen. Weil sie ihrem Mann „untreu" war, mit dem sie zwangsverheiratet worden war wie Zehntausende andere türkische Mädchen aus Deutschland. Die Zwangsheiraten finden meistens in der Türkei statt. Der Mann hatte sie, auf deutsch gesagt, gekauft, wie ein Stück Vieh: Bezeichnenderweise wird der Verkaufswert eines Mädchens dort auf dem Land auch heute noch in Vieh umgerechnet: Sieben Mutterschafe oder eine Kuh für eine unbescholtene Jungfrau ab zwölf. Heute wird statt der Schafe auch mit einem Auto gezahlt, eine Zwölfjährige, neu, gegen einen VW-Golf, gebraucht. Hatun Sürücü war 15, als sie verkauft wurde. Solche Zwangsehen türkischer Mädchen werden zehntausendfach geplant und beschlossen, mitten in Deutschland. Allein in Berlin wird ihre Zahl von Experten mit mehr als 300 und einer weit höheren Dunkelziffer angegeben. Die meist schon eingebürgerten Mädchen werden von ihren Eltern zu diesem Zweck von der deutschen Schule abgemeldet und ins Mutterland gebracht, dort kriegen sie ihren Mann „verpaßt" wie einen Mantel. Man hofft, daß die verkaufte Braut sich an ihren Herrn und Gebieter gewöhnt, den Zustand allmählich annimmt. Wenn nicht, ist sie in Lebensgefahr. Hatun Sürücü, in Deutschland aufgewachsen, lehnte ihren Mann ab. Die Frau verließ ihren Ehemann, unter Mitnahme ihres Sohnes. Sie ging Beziehungen zu anderen Männern ein, kleidete sich modisch und begann eine Lehre! Das reichte zum Todesurteil, das hier sogar von den eigenen Brüdern vollstreckt wurde. Es geschah mitten in Deutschland, in Berlin, im Februar 2005. Der Mord an Hatun war der sechste „Ehrenmord" in dem Jahr. Seit 1996 starben mehr als 40 Frauen, mitten in Deutschland, weil sie anders leben wollten, als ihre Familien es bestimmt und mit einer anderen Sippe ausgehandelt hatten.



An Ehrenmord-Opfer erinnern: Freundinnen der ermordeten Hatun Sürücü halten Mahnwache an der Stelle in der Oberlandstraße in Berlin-Neukölln, an der die 23jährige Türkin ermordet wurde. Foto: ddp

Ehrenmord? Wo ist da die Ehre? Ich nenne das einen besonders heimtückischen und geplanten Mord aus niedrigen Motiven. Gerächt wird nämlich gar nicht die Ehre, sondern der „Betrug" an dem Käufer des Mädchens. Er hat seinen, viehischen, Preis bezahlt, und die Frau will ihn nun um sein Recht auf Beischlaf prellen.

Der „Tatort"-Film „Schatten der Angst" behandelt einen solchen Ehrenmord unter Türken. In Ludwigshafen. Wegen eines Großbrandes in einem mit Türken überfüllten Haus in Ludwigshafen am Faschingsabend, bei dem neun Einwohner ums Leben kamen, mußte der Film abgesetzt werden. Man fürchtete, daß er zu Mißverständnissen Anlaß geben und einen massiven Protest türkischer Organisationen auslösen könnte. Das genügte, um das Zensurverbot des Grundgesetzes aufzuheben.

Wie soll es weitergehen in Deutschland mit den Grundrechten und Grundfreiheiten? Wann wird der nächste Film, das nächste Theaterstück, in dem Mohammed vorkommt, wann die nächste Zeitung, in der Karikaturen über den Propheten abgedruckt werden, verboten oder – gar nicht erst veröffentlicht? Alle Dämme sind offen.

Wann kommt der nächste Anlaß, bei dem der türkische Ministerpräsident einfach mal nach Deutschland fliegt und dort vor einem Massenpublikum seiner Landsleute massiv in deutsche Angelegenheiten eingreift? Sollen wir noch dankbar dafür sein, daß er die wildesten seiner Untertanen aufruft, gemäßigt mit den Deutschen umzugehen und nicht die Polizisten und Feuerwehrleute zu verdächtigen und anzugreifen? Ein Feuerwehrmann, der mit seinen Kollegen unter Einsatz seines eigenen Lebens viele türkische Brandopfer rettete, wurde niedergeschlagen, andere bespuckt.

Wo soll diese Eskalation enden? Ist die Lage wirklich so schwierig, daß sie tagelang diskutiert werden muß? Es gibt das Einfache und das Komplizierte. Das Komplizierte wird uns auf allen Kanälen mitgeteilt und ist die Tatsache, daß die „Migranten" mit uns Probleme haben. Das ist so wichtig, daß man an fast jedem Tag drei Stunden darüber diskutieren muß. Es gäbe unter den türkischen „Migranten" auch Kriminalität, aber, so wird uns Abend für Abend eingetrichtert, dafür müßten wir Verständnis haben. Wieso eigentlich? Ursache für die Kriminalität der ausländischen Jugendlichen sei die hohe Arbeitslosigkeit der dritten Generation, ihre sprachliche Isolierung. Sie lernen kein Deutsch, oder sprechen nur ein Kauderwelsch, die „Kanak-Sprak". Dazu kämen die besonderen Traditionen der Moslems in ihrem Verhältnis zu Frauen, die man „verstehen" müsse, wie wir überhaupt die ganz komplexe Vielfalt und die große Zahl der Probleme der Einwanderer verstehen sollten. Und wir Deutschen, besonders wir Deutschen, seien geradezu „herausgefordert", so unterschiedliche Personengruppen in unsere Gesellschaft zu integrieren. So. Das war das Komplizierte!

Das Einfache ist, daß wir gar kein Einwanderungsland sind und auch keines sein wollen. Kein klassisches Einwanderungsland, das massenhaft neue Siedler sucht. Die Mehrheit der Deutschen, häufig befragt und durch keine Dauerberieselung besoffen zu machen, kann immer noch bis drei zählen. Drei Millionen Ausländer im Land und noch einmal drei Millionen (geduldete) Scheinasylanten sind sechs Millionen unerwünschte, meist schlecht ausgebildete Zuwanderer.

Das wissen alle. Aber niemand will es offen aussprechen. Um Himmels Willen bloß unsere „ausländischen Mitbürger", die „Migranten" nicht kritisieren, mahnen uns tagtäglich unsere Fernsehsender und Zeitungen.

Wer macht eigentlich die Medien? Wer sind diese ernst blickenden jungen Zeitungsleute, Funk- und Fernseh-Macher, die sich um die Mehrheit der Deutschen Sorgen machen? Sie sind im Schnitt etwa 30 bis 40 Jahre alt, alle nach 1968 geboren. Politisch stehen, wie an dieser Stelle schon einmal erwähnt, 23 Prozent der Redakteure den Grünen nahe, 39 Prozent der SPD, mit den Linken und der FDP sympathisieren 15 Prozent, aber nur acht Prozent bekennen sich zur CDU/CSU! Diese Gruppen machen heute die Politik in den Medien. Mit tiefem Mißtrauen gegen ihr Publikum, von dem sie ständig behaupten, daß über ein Drittel antisemitisch eingestellt sei, über die Hälfte rassistisch, die andere Hälfte nur verdummt, verengt, verpennt, blockiert.

Früher blieb dem Fernsehpublikum als bewährtes Mittel gegen das modische Talkshow-Geplapper und die schlecht gemachten „Comedys" als Oase immer noch der „Tatort". Aber auch der ist längst zu einer Art Schulfunk für Erwachsene verkommen. Der Mörder ist keineswegs mehr der Gärtner. Der Mörder ist immer der Reiche, der Unternehmer. Firmengründer, Bauunternehmer, Hotelkettenbauer, eine Gesellschaft, die Profit (!) machen will. Selbst die albanischen Drogendealer und die ukrainischen Zuhälter sind nur arme Schweine, von geldgierigen deutschen Großkonzernen zum Verbrechen getrieben.

Aber wehe, wenn der „Tatort"-Krimi einmal andere als die üblichen Verdächtigen ins Bild bringt. Nicht immer den skrupellosen Firmenbesitzer mit Villa an der Elbchaussee oder am Starnberger See porträtiert, sondern das düstermittelalterliche Milieu der anatolischen Einwanderer-Familien etwa. Dann ist Schluß mit der grundgesetzlich garantierten Freiheit. Dann heißt es: „War einmal ein armes Schwein. Nur die Freiheit war ganz sein. Da machte es von ihr Gebrauch. Weg war sie auch." (Röhls „konkret" 1957)

Pavillon auf einer Nilinsel

Im brandenburgischen Lauchhammer schuf man Eisenobjekte jeder Art

Von SILKE OSMAN

Dieses Material entzieht sich den Zeitstilen und Moden und fordert die ‚Bildhauerfaust' heraus, nicht anders, als wäre in Stein und Holz zu hauen, dieses Material läßt keine Phrase zu." Als Martin Sperlich, der aus dem ostpreußischen Darkehmen stammende, langjährige Direktor der Staatlichen Schösser und Gärten in Berlin, diesen Satz sprach, meinte er ein Material, das man gemeinhin nicht mit kunstvollen Schöpfungen in Verbindung bringt: Eisen. Dieser Werkstoff, der eher den Ingenieur denn den Künstler fasziniert, galt lange als unedel und armselig. Und doch fanden sich immer wieder Bildhauer, die sich diesem Material zuwandten, als die technischen Möglichkeiten es zuließen. Als „fer de Berlin" hat es schließlich sogar Weltgeltung erlangt.

Neben Medaillen Porträtmedaillons und Skulpturen waren Schmuckstücke aus Eisen gefragt; sie machten das „fer de Berlin" erst berühmt. Die filigranen Schöpfungen entstanden aus besonders dünnflüssigem Eisen, das bis heute unerreicht ist. Modelle aus Messing oder Silber wurden in Formsand geklopft, der sich durch hohe Feinkörnigkeit auszeichnete. Über feine Kanäle und Verästelungen gelangte das flüssige Eisen in die Form. Durch die anschließende Feinarbeit, durch Polieren und Zusammenfügen und durch einen Firnis aus Ruß, Leinöl und anderen Zutaten erhielten die Stücke schließlich ihre typische Form. So eigneten sie sich durch ihre schlichte Ausstrahlung und die schwarze Farbe gut als Trauerschmuck. Als Königin Luise 1810 starb, trugen denn auch die Damen, die etwas auf sich hielten, Eisenschmuck aus der Königlich Preußischen Eisengießerei Berlin (KPEG). Bald aber galt er als passende Ergänzung zur klassischen schlichten Kleidermode der damaligen Zeit.



Kunstgußmuseum Lauchhammer: Gußfiguren (hier aus Bronze) in all ihrer Vielfalt Foto: ddp

Dem Aufruf der preußischen Prinzessin Marianne, jede wertvolle Kleinigkeit zum Wohl des Vaterlandes zu opfern, waren 1813 viele Frauen gefolgt und hatten ihre goldenen Eheringe und anderen Schmuck abgegeben, um die Staatskasse für den Krieg gegen Napoleon zu füllen. „Gold gab ich für Eisen" wurde zu einem prägnanten Motto dieser Aktion. Das Tragen von Eisenschmuck war so zu einem patriotischen Bekenntnis geworden.

Schon 1784 war es Detlev Carl Graf von Einsiedel im brandenburgischen Lauchhammer gelungen, eine lebensgroße vollplastische Figur in Eisen zu gießen. Lauchhammer wurde bald zu einem „kunsttechnischen Wallfahrtsort", produzierte man dort doch Eisenobjekte aller Art. Neben Büsten und Skulpturen fertigte man auch Ofenplatten, Plaketten und Gebrauchsgegenstände wie Töpfe und Bügeleisen. Selbst Karl Friedrich Schinkel ließ es sich nicht nehmen, Stühle in Gußeisen zu entwerfen. Das größte Objekt war der von 1863 bis 1868 auf einer Nilinsel bei Kairo errichtete gußeiserne Pavillon für den ägyptischen Vizekönig. Im Kunstgußmuseum Lauchhammer wurde jetzt das neue Schaudepot der Bronzeschule im Landkreis Oberspreewald-Lausitz vorgestellt. Zu dem heutigen Denkmalensemble mit der weiterhin arbeitenden Kunstgießerei gehört auch das ehemalige Schulgebäude aus dem 19. Jahrhundert, das zukünftig eine wertvolle Modellsammlung aufnehmen soll. Heute verfügt der unter Denkmalschutz gestellte Modellfundus über 1550 Objekte. In drei Jahren soll der Aufbau abgeschlossen sein.

Tradition Expression

Gaben die ersten Ausstellungen impressionistischer Kunst gleichsam den Startschuß für den Aufbruch der Moderne in Deutschland, so war die Gründung der Künstlergruppe „Die Brücke" im Jahr 1905 schließlich das Fanal: Der Impressionismus wurde nun immer deutlicher von einer neuen Kunstauffassung abgelöst, die nicht mehr nur eine sinnliche Schilderung der Welt zum Ziel hatte, sondern nunmehr eine Kommentierung, eine Ausdeutung des Sichtbaren beabsichtigte. Jene Kunst, die von der Verarbeitung des Eindrucks, der „Impression" geprägt war, wurde nun abgelöst von einer Kunst, die alles künstlerische Tun damit rechtfertigte, daß sie in der Gestaltung ihrer teilweise sich von der Realität lösenden formalen Ausprägung auch „Unsichtbares" ausdrücken wolle. Der Ausdruck, die „Expression", stand nun im Vordergrund künstlerischen Schaffens.

Doch griffen diese Künstler sehr wohl auch auf die Tradition zurück, um sie mit neuem Leben zu erfüllen, aber auch, um den Betrachter mit einem altbekannten Bildaufbau und einer neuartigen Gestaltung zu konfrontieren. So ist das in der neuen Ausstellung der Berliner Galerie Barthelmess & Wischnewski gezeigte Meisterblatt von Käthe Kollwitz ohne die italienische Renaissance ebenso wenig vorstellbar wie Barlachs „Samariter". Diese Kunst wollte nicht einschmeicheln und das formal Schöne überhöhen, sie wollte das den Dingen innewohnende Schöne und somit letztendlich die Wahrheit, so wie die Künstler sie sahen, zum Ausdruck bringen. *gbw*

Die Ausstellung „Tradition – Expression" in der Galerie Barthelmess & Wischnewski, Giesebrechtstraße 10, 10629 Berlin, ist montags bis freitags von 10 bis 13 Uhr und von 14.30 bis 18.30 Uhr, sonnabends von 11 bis 15 Uhr zu sehen, bis 5. April.

Getroffen

Stuttgarter Ausstellung zeigt Otto Dix

Von HELGA STEINBERG

Der Mensch mit all seinen Facetten, das Gegenüber mit seinen unterschiedlichen Verhaltensweisen fasziniert nicht nur Normalsterbliche, auch Maler und Bildhauer fühlen sich seit Jahrhunderten zu diesem Thema immer wieder hingezogen und widmen sich der Porträtkunst.

Einer der ganz Großen seiner Zunft war der 1891 bei Gera geborene Otto Dix. Eine Ausstellung im Stuttgarter Kunstmuseum, das die weltweit bedeutendste Otto-Dix-Sammlung besitzt, handelt von diesem zentralen Thema. Die Schau mit dem Titel „Getroffen. Otto Dix und die Kunst des Porträts" zeigt 65 Porträtgemälde des Meisters und führt diese mit Werken anderer Künstler von Lucas Cranach bis Andy Warhol zusammen. Ein besonderes „Schmankerl" dürften zwei Zeichnungen Kaiser Wilhelms II. von seiner Frau Hermine sein. Zu sehen sind unter anderem Selbstporträts, Kinderbildnisse sowie Porträts von Honoratioren, Prominenten und Künstlern. Faszinierend noch heute das Porträt, das Dix 1932 von dem Schauspieler Heinrich George schuf. „In diesem Bildnis bezieht sich Dix mit der überaus feinen Maltechnik und der altmeisterlichen Inschrift auf die Alten Meister und macht doch die Gegenwart einer Person geradezu körperlich vor dem Bild spürbar: der eiskalt starrende Blick Heinrich Georges sieht uns jetzt", erläutern die Ausstellungsmacher. Es gibt viel zu entdecken in dieser Ausstellung.



Otto Dix: Bildnis des Schauspielers Heinrich George (Öl und Tempera, 1932) Foto: Kunstmuseum Stuttgart

Kunstmuseum Stuttgart, Kleiner Schloßlatz 1, geöffnet dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs und freitags bis 21 Uhr. Eintritt 10 / 8 Euro, bis 6. April.

Weltwille und Weltvorstellung

Vor 220 Jahren wurde Arthur Schopenhauer in Danzig geboren

Von RÜDIGER RUHNAU

Es gibt Männer, die man bewundert, es gibt Männer, die man verehrt, und es gibt Männer, die man liebt. Arthur Schopenhauer, geboren am 22. Februar 1788 in Danzig, wird von vielen verehrt, obwohl er kein Glaubensstifter gewesen ist. Der Philosoph hat einmal geschrieben, daß er sich einer „Republik der Gelehrten" zugehörig fühlte, einer elitären Schicht also, die zwar auch als Zweibeiner durch das Leben wandelt, jedoch infolge ihres Intellekts mit der „überaus großen Masse der ausschließlich an materiellen Dingen Interessierten" wenig gemein hat.

Kein anderer Philosoph ist so volkstümlich geworden wie er. Seine „Aphorismen zur Lebensweisheit", ein Teil aus „Parerga und Paralipomena", stehen nicht nur im Bücherschrank, sie werden in allen Volksschichten gelesen und immer wieder neu aufgelegt. Es ist herausragend in der Philosophie, daß der Titel von Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" gleichzeitig die Summe des Inhalts seines Denkens ausdrückt. Seine echt philosophische Frage lautet, warum ist überhaupt die Welt? Er beantwortet sie mit dem in jedem organischen Wesen vorhandenen „Willen zum Leben", der unabhängig vom Individuum ist und nur der Erhaltung der Art dient. Dieser Wille ist beim kleinsten Insekt so beherrschend wie beim Menschen. Der Wille ist metaphysisch und der Organismus ist die Objektivation des Willens. Der Weltwille ist das Urphänomen des Lebens, der Intellekt dagegen ist – entwicklungsgeschichtlich betrachtet – das Sekundäre, welches das metaphysische Wollen als solches erkennen kann.

Arthur Schopenhauer meint mit „Wille" nicht das vom Individuum bewußte Wollen, sondern er versteht darunter einen Vorgang, wie beispielsweise das Atmen, das unbewußt vom vegetativen Nervensystem gesteuert wird. In die moderne Sprache der Naturwissenschaft übersetzt, heißt dies: Wenn ein Individuum aus einer winzigsten Eizelle entsteht, dann sind alle späteren Lebensprozesse in den DNS-Molekülen des Zellkerns programmiert. Es gibt auch keinen Gegenstand, sei er organischer oder anorganischer Natur, der in absoluter Ruhe verharrt. Jede Materie – und außerhalb dieser gibt es nichts – ist aus Atomen aufgebaut, und in jedem Atom ist eine dauernde Bewegung vorhanden, sowohl der Nukleonen innerhalb des Atomkerns als auch der Elektronen in der Atomschale. Hier gleicht der Mikrokosmos dem Makrokosmos. Auf Schopenhauers Erkenntnislehre folgt seine Erlösungslehre. Fassen wir beide zusammen: Raum, Zeit, Kausalität sind die Formen der Objektwelt, diese ist Materie und als solche dem Kausalitätsgesetz unterworfen. Der Mensch ist Subjekt und Objekt zugleich. Das „Ich" als Subjekt ist der Wille. Dieser ist auch ein Ausdruck der Arterhaltung. Dann ist er aber „Weltwille" und damit ein metaphysisches Problem. Immanuel Kants „Ding an sich" ist bei Schopenhauer der „Weltwille". Er entwickelt sich nicht zielstrebig, sondern ist ziellos und blind. Das individuelle Leben ist ein sinnloses „Sich-im-Kreise-drehen", ein „Hasten nach Scheinwerten" mit dem Tode als Ende. Der Intellekt durchschaut die Sinnlosigkeit des Lebens. Die Verneinung des Willens zum Leben bringt die Erlösung. Es gibt zwei Arten der Erlösung, eine vorübergehende und eine bleibende (permanente). Die temporäre Erlösung besteht im Anschauen von ästhetischen Werten, im Betrachten von Kunst, im Hören von Musik. Die permanente Erlösung ist erreichbar durch Loslösung von der Welt, zum Beispiel als existierender buddhistischer Mönch oder als christlicher Einsiedler.

Arthur Schopenhauer war im Deutschland der 19. Jahrhundertmitte eine einmalige Erscheinung; ein vermögender Privatgelehrter, völlig unabhängig, der seine Zeit mit rastlosem Nachdenken zubrachte und nicht den zweifelhaften Vergnügungen der Welt nachjagte. Er setzte sich selbst das Maß und zwang sich zu einem geregelten Lebenslauf.

Wohl selten hat jemand die wissenschaftliche Literatur seiner Zeit so gründlich gekannt wie das Sprachgenie Schopenhauer, dessen Werke von Zitaten in allen Weltsprachen nur so strotzen. Der Philosoph aus Danzig war ein Meister der deutschen Sprache, seine Gedanken verdeutlichte er mittels zahlreicher, aus dem Leben stammender Vergleiche. Er kritisierte die verschwommene, nichtssagende Ausdrucksweise der „für Geld philosophierenden Universitätsprofessoren. Die größte Gefahr aber", meinte er, „drohe der deutschen Sprache von den Zeitungsschreibern, da ihre Blätter, vermöge der Trivialität ihres Inhalts, das allergrößte Publikum haben".

Spät, doch nicht zu spät, erreichte den einsamen Denker der Ruhm. Schopenhauer wußte, was er wert war. Er wünschte, seine Wirksamkeit möge in dem Verhältnis lange dauern, als sie spät angefangen hat. Seine Hoffnung, 100 Jahre alt zu werden, erfüllte sich nicht, obwohl er eine erstaunlich robuste Gesundheit besaß. Er starb am 21. September 1860 in Frankfurt am Main. Zum Universalerben hatte er den in Berlin eingerichteten „Fonds zur Unterstützung der in den Jahren 1848 und 1849 invalide gewordenen preußischen Soldaten" eingesetzt. Schopenhauers Geburtshaus in Danzig und seine letzte Wohnung in Frankfurt a. M. sind zerstört. Heute wird das Andenken an ihn von der 1911 gegründeten Schopenhauer-Gesellschaft wahrgenommen, die auch das Schopenhauer-Archiv bei der Universitätsbibliothek Frankfurt unterhält.

Von verrucht bis elegant

Zwei Ausstellungen zeichnen das Bild der Frau zu Beginn des 20. Jahrhunderts

VON SILKE OSMAN

Die jüngste Ausstellung des städtischen Musée Galliera in Paris ist „verruchten" Frauenzimmern gewidmet. „Les Années folles, 1919–1929" (Die verrückten Jahre) lautet der Titel kurz und bündig. Thema ist die Damenmode des Jahrzehnts zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Schwarzen Freitag. Pailletten oder Stickereien aus Metallperlen und Strass auf Abendroben und Cocktailkeidern erfreuen die Blicke der Besucher(innen). Die vielfältigen Exponate aus der Museumssammlung (170 Modelle, 200 Accessoires sowie 50 Parfums und Kosmetika) sind erstaunlich gut erhalten.

Die Frau hatte sich gewandelt in diesem Jahrzehnt: Der Körper schlank und flachbusig; der Kopf klein; Arme, Beine und Rücken mußten vorzeigbar sein. Die Betonung des Körpers lag nicht mehr auf Taille und Busen, sondern auf Schultern und Hüften. Auch Accessoires und Kosmetika repräsentieren die neue Linie und runden so das Bild eines Jahrzehnts ab, das voller Bewegung und Umbrüche war.

Auch in Berlin widmet man sich derzeit der Mode zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Das Georg-Kolbe-Museum präsentiert unter dem Titel „Glamour! Das Girl wird feine Dame" Frauendarstellungen in der späten Weimarer Republik. Bis heute versteht man unter dem Begriff „Glamour" mondäne Filmdiven, elegante Mode, präsentiert von unnahbaren Mannequins. Schönheiten, die unerreichbar fern auf der Leinwand oder in den Modezeitschriften das Frauenideal verkörperten, dem frau nacheiferte. Ein neuer Typ war geboren beziehungsweise kreiert worden: die Dame.

„Die ‚Neue Frau', die bis dahin vor allem in Berlin das Gesellschaftsbild bestimmte und sich vergnügt über tradierte Vorstellungen hinwegsetzte, war ein Novum in der Geschichte", erläutert Verena Dollenmaier, Kuratorin der Berliner Ausstellung, die Entwicklung. „Frauen waren nun berufstätig und wollten sich in kurzen Kleidern mit weiten Taillen ungehindert bewegen können. Sie schienen selbstbestimmt zu leben und befreit zu sein von alten Zwängen und bürgerlichen Wertvorstellungen: Die Emanzipation erreichte einen ersten, wenn auch kurzen Höhepunkt."

„Vor allem das Aussehen und das Auftreten der Hollywood- und Ufa-Stars prägten das neue Weiblichkeitsbild der Zeit um 1930. Die Verbesserung der Filmtechnik veränderte auch die optische Wirkungsmöglichkeit der Darsteller; durch stärkere Konturen und Tiefenschärfe wirkten sie auf der Leinwand natürlicher und gleichzeitig ausdrucksvoller ... Das Kino mit seinen Rekord-Besucherzahlen war zum absoluten Massenmedium geworden, man entfloh dem Alltag und träumte vielleicht selbst von einer Karriere beim Film. Der Einfluß der Schauspielerinnen auf den allgemeinen Zeitgeschmack war immens: Kein anderer Bereich des gesellschaftlichen Lebens konnte dem Publikum so viele Identifikationsfiguren bieten", betont Dollenmaier.

Schauspielerinnen beeinflußten den Zeitgeschmack

Marlene Dietrich, Greta Garbo, Lil Dagover, Lilian Harvey, Elisabeth Bergner oder Brigitte Helm waren bewunderte Vorbilder. Sie waren nicht nur auf der Leinwand präsent, sondern auch in den Modezeitschriften wie „Die Dame" oder „Elegante Welt". Auch wurden sie nicht nur von bedeutenden Lichtbildnern fotografiert, sondern auch von Künstlern porträtiert. So malte Leo von König Lil Dagover in der Pose einer glamourösen Filmdiva.

Aber auch eigenständige Kunstwerke wie die Bilder der Polin Tamara de Lempicka, die Titelbilder für die Modezeitschrift „Die Dame" schuf, prägten das Bewußtsein der Verbraucherin. Ebenso die Modefotografie, die sich in diesen Jahren immer weiter entwickelte und mit raffinierten Licht- und Schatteneffekten ihre Modelle geradezu in Szene setzte. „Die Mode in den Jahren um 1930 war spektakulär: Fließende Stoffe und raffinierte Schnitte hoben die feminine Seite der Frau hervor; im Gegensatz zu den früheren 1920er Jahren waren die Kleider wieder länger und sehr körperbetont. Eleganz war das Leitwort und der neue Stil zeichnete sich durch zurückhaltenden Luxus sowie Raffinesse im Detail aus", so Dollenmaier. „Natürlich verlangten die hautengen Kreationen eine Trägerin, die ihren Körper sportlich geformt hatte: schlanke und geschmeidige Glieder waren die Voraussetzung für ihre optimale Wirkung. Schlank zu sein und Sport zu treiben drückte zu dieser Zeit ein allgemeingültiges Lebensgefühl aus, das Gesundheit, Beweglichkeit, Schönheit und Anmut ins Zentrum rückte." Und so widmet sich die Berliner Ausstellung auch dem Thema Sport, wenngleich selbst der Sport „damenhaft" betrieben wurde. So bevorzugt frau elegante Sportarten wie Tennis, Golf, Fechten oder Bogenschießen. Gemälde, Skulpturen, Kleider, Fotografien und Zeichnungen erinnern an das Bild der Frau zwischen 1928 und 1933. Doch es wird nicht lange dauern, und der Stil wird sich erneut ändern. Die Frau als Mutter, heimat- und erdverbunden, wird ein neues Bild erstehen lassen.

Musée Galliera, 10, avenue Pierre 1er de Serbie, 75116 Paris, geöffnet dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, Eintritt 7 / 5,50 Euro, bis 30. März
Georg-Kolbe-Museum, Sensburger Allee 25, 14055 Berlin, geöffnet dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, bis 12. Mai



Beeinflußte den Geschmack der Damenwelt: Titelblatt der Modezeitschrift „Elegante Welt" aus dem Jahr 1932 Foto: Repro Katz, Kunstbibliothek, Staatliche Museen zu Berlin

Auf die Spitze getrieben

Verdienen die Stars, was sie verdienen?

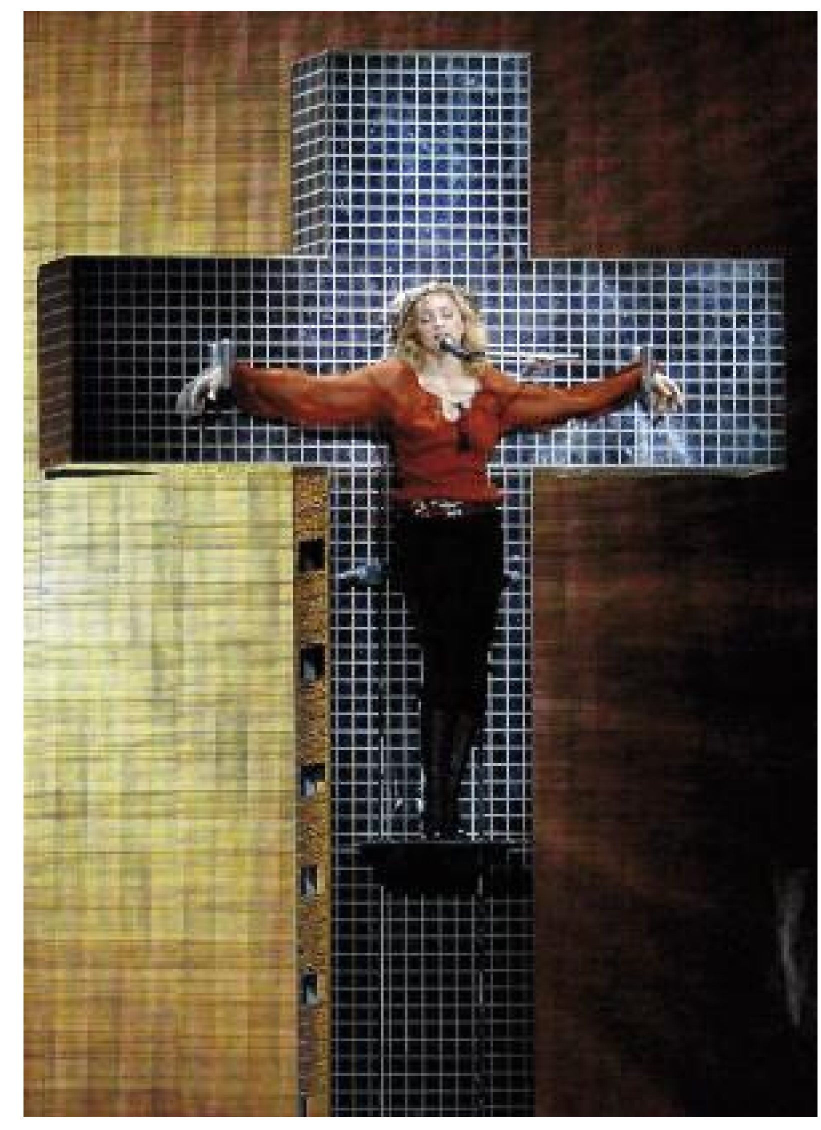
VON HELGA STEINBERG

Da kocht der Volkszorn regelmäßig hoch, wenn es um die Gehälter der Manager geht. Von Ackermann bis Mehdorn fühlt der kleine Mann, die kleine Frau auf der Straße sich betrogen. Recht haben sie. Doch wie ist es eigentlich mit den Einkommen der anderen Größen unserer Gesellschaft bestellt? Ein Geheimnis? Das geht nur den Betreffenden und das Finanzamt etwas an? Wie schön, daß es das „Forbes Magazine" gibt. In regelmäßiger Folge gibt es die Zahlen bekannt, die Otto Normalverbraucher und Lieschen Müller in Staunen versetzen.

Mit einem Jahresverdienst von 72 Millionen Dollar (Juni 2006 bis Juni 2007) belegt Madonna den Spitzenplatz auf der Prominentenliste der bestverdienenden Musikerinnen. Gefolgt von Barbra Streisand. Die Schauspielerin, Sängerin, Filmregisseurin, Produzentin, Drehbuchautorin, Songschreiberin und Komponistin hatte schon im Jahr 2000 ihren Rückzug aus dem Musikgeschäft bekanntgegeben. Mit ihrer Comeback-Tournee im Sommer 2007 füllte sie die Konzerthallen in Europa und verdiente rund 60 Millionen Dollar. Celine Dion, die im Sommer durch Deutschland tourt, kommt auf ein Jahreseinkommen von 45 Millionen Dollar. Sie läßt ihre Hüften atemberaubend kreisen und verdient damit Geld – rund 38 Millionen Dollar für 98 Konzerte verdiente Shakira im vergangenen Jahr. Selbst Britney Spears, die im Augenblick vor allem durch private Negativ-Schlagzeilen von sich reden macht, verdient immerhin noch acht Millionen Dollar fürs Nichtstun.

Auch im Sport haben die Stars keine Probleme, Geld einzusacken. Golfer-As Tiger Woods macht es mit 73 Millionen Dollar Madonna nach. Formel-1-Rennfahrer Ralf Schumacher, obwohl nur selten auf dem Siegertreppchen zu finden, konnte immerhin im vergangenen Jahr 17 Millionen Euro kassieren. In den (noch) nicht so populären Sportarten geht's gemächlicher zu. Die dreimalige Biathlon-Weltmeisterin Magdalena Neuner kassierte in diesem Jahr inklusive Werbung geschätzte 700 000 Euro, während Reck-Weltmeister Florian Hambüchen es auf etwa 900 000 Euro brachte. Von David Beckham will man gar nicht sprechen (29 Millionen Euro Jahreseinkommen).

Es soll hier keineswegs eine Neidkampagne vom Zaun gebrochen werden. Die Frage nach der Verhältnismäßigkeit sei jedoch erlaubt. Star hin oder her ...



Blasphemischer Auftritt: Madonna schreckt auch vor christlichen Symbolen nicht zurück. Foto: ddp

»Zahlen bitte!«

Im Restaurant warten Stolpersteine

Für einen erfolgreichen Restaurantbesuch braucht man mehr als eine gute Kinderstube. Schon der Umgang mit den Servicekräften kann zur wahren Falle werden. Wer lauthals quer durch das Restaurant ruft, brauche sich nicht wundern, wenn er auf sein Essen etwas länger warten muß, sagt Etikette-Expertin Salka Schwarz aus Berlin.

Lautes Rufen, forderndes Fingerschnipsen oder gar wildes Winken seien im Restaurant tabu. Dabei spiele es keine Rolle, ob man Gast beim Italiener um die Ecke oder in einem Nobelrestaurant ist. Während ein zaghaftes „Entschuldigung, Herr Ober" gerade noch akzeptiert werde, habe das berühmte „hallo Fräulein" schon lange ausgedient.

„Die Servicekräfte spricht man ausschließlich mit den Augen an", sagt Stilberaterin Schwarz, Mitglied der Organisation Etikette-Trainer International (ETI). Lächeln, freundlich nicken und dies notfalls mit einer dezenten Handbewegung unterstreichen, seien die Mittel der Wahl. Möchte man eine Bestellung aufgeben, läßt man dies den Kellner wissen, wenn er an den Tisch getreten ist. Die eigenen Wünsche quer durch das Lokal zu rufen, erfreue weder Angestellte noch die Gäste an den Nachbartischen. „Es geht immer auch darum, mit seinem Verhalten Rücksicht auf die anderen Restaurantbesucher zu nehmen", betont Schwarz. Schließlich möchte jeder den Abend in Ruhe genießen und in guter Erinnerung behalten.

Die anderen Gäste seien auch erfreut, wenn man das Servicepersonal nicht stundenlang allein in Anspruch nimmt. So sei es erlaubt, die Angestellten des Hauses nach Empfehlungen für die Essenswahl zu fragen. Minutenlang jedes Gericht der Speisekarte gemeinsam durchzusprechen, sei aber definitiv zu viel, betont die Berlinerin.

Kellner ließen sich darüber hinaus auch in den wenigsten Fällen für private Geschichten erwärmen. Schließlich sind sie für die gastronomische Gästebetreuung und nicht als Paartherapeuten eingestellt.

Um den Abend erfolgreich zu Ende zu bringen, sollte man höflich nach der Rechnung fragen. Wer meint, man strecke dafür die Hände in die Höhe, reibe die Finger aneinander und schaue gönnerhaft, irrt. Auch hier gilt: Die Aufmerksamkeit der zuständigen Kellner durch freundliches Lächeln erreichen und dann freundlich sagen „zahlen bitte". So stellt man sicher, daß man auch beim nächsten Mal ein gern gesehener Gast ist. *ddp*

Kitt für die Ehe

Warum manche Paare beieinander bleiben / Das bleibt in der Familie (Folge 16)

Von Klaus J. Groth

Kuschlige Zweisamkeit ist nicht unbedingt familien- oder ehefreundlich. Im Gegenteil. Loki Schmidt, Frau des früheren Bundeskanzlers Helmut Schmidt, beantwortete die Frage nach dem Geheimnis einer langen Ehe lapidar: „Getrennte Schlafzimmer".

Loki Schmidt dürfte aus eigener Erfahrung wissen, was Neurowissenschaftler durch umfassende Befragungen und Versuchsreihen herausfanden: Getrennt schläft es sich besser. Alleine verbrachte Nächte fördern einen „deutlich besseren Schlaf". Und der ist wichtig für ein harmonisches Zusammenleben. Schließlich sind es nicht die großen Verfehlungen, an denen viele Ehen scheitern, sondern die Summe der vielen kleinen Störungen. Zum Beispiel das Schnarchen.

Jeder fünfte Erwachsene schnarcht. Allerdings dreimal so viele Männer wie Frauen. Jenseits des 50. Lebensjahres werden Männer erst richtig zum Schnarchsack. Alles wird dann ein bißchen schlaffer, leider auch das Gaumensegel, das dann nächtens mächtig vibriert. Schnarchen ist die häufigste Ursache für gestörten Schlaf.

Wenn trotzdem 93 Prozent der Deutschen zu den Gemeinsamschläfern zählen, sollte das nicht unbedingt auf eine besondere nächtliche Anhänglichkeit zurückgeführt werden. Eher auf einen Mangel an Alternativen. Unsere Architekten konzipieren nun mal vorzugsweise Wohnungen mit einem Schlafzimmer. Die großen Altbauwohnungen, in denen es noch ein Herrenzimmer und ein Zimmer für die Dame gab, werden heute von Singles als Untermieter bevölkert. Aber was soll's, Männer würden vermutlich ohnehin nicht ins eigene Schlafzimmer ziehen. Sie glauben nämlich mehrheitlich, an der Seite der Partnerin besser schlafen zu können. Frauen sehen das allerdings vollkommen anders.

Zugegeben, das Schnarchproblem ist ein ziemliches Luxusproblem. Mit einem kräftigen Schlag auf die Bettdecke läßt sich das (zumindest vorübergehend) durchaus beheben. Meist aber braut sich der Unmut wegen Defiziten zusammen, die sich weniger leicht beheben lassen. Beispielweise der Streit um das Geld. Chronischer Geldmangel ist sehr häufig Auslöser heftiger Auseinandersetzungen.

Angesichts der ständig wachsenden Zahl der Scheidungen – in den vergangenen 15 Jahren nahmen sie um 40 Prozent zu (!) – wird verstärkt auf die Ursachen der Trennungen geblickt. Dabei wäre es angebrachter, einmal zu prüfen, was alte (Ehe-)Paare trotz alledem zusammenbleiben läßt. Bei einer Umfrage schätzten nur 38 Prozent der Ehemänner und 29 Prozent der Ehefrauen die deutschen Ehen als glücklich ein. Seltsam nur, daß 94 Prozent derselben Männer und 89 Prozent der Frauen den verblüfften Meinungsforschern erklärten, ihre eigene Ehe sei sehr glücklich.



Alte Liebe rostet nicht: Vertrauen und Gleichberechtigung sind die Eckpfeiler. Foto: Colourbox

Vielleicht erklärt sich dieser Widerspruch daraus, daß sich die Ansprüche an die eigene Partnerschaft im Laufe des Zusammenseins ändern. Die große Liebe ist nicht von Dauer (außer in Romanen), aber das Gefühl gegenseitiger Geborgenheit wächst mit der Zeit. Und so sind es die ganz profanen Dinge, die eine Partnerschaft bestehen lassen. Dazu zählt eine schöne Wohnungseinrichtung, ein gutes (Familien-)Einkommen, nette Nachbarn, Nähe der Wohnung zum Arbeitsplatz, die Möglichkeiten, Haus- und Berufstätigkeit zu vereinbaren. Das sind Dinge, die durchaus wie Kitt für die Partnerschaft wirken können.

In einer Untersuchung mit langgedienten Ehepaaren betonten die glücklich Verheirateten immer wieder die starken freundschaftlichen Anteile in ihrer Beziehung, die auf lange Sicht als wichtiger erlebt wurden als die romantische Liebe. Als wichtige Faktoren wurden auch Fürsorglichkeit, Aufrichtigkeit, die Bereitschaft zum Geben und nicht zuletzt der Humor genannt, der eine Ehe glücklich macht.

So prosaisch eine derartige Auflistung auch klingen mag, die klassischen Denker der Antike kamen zu keinem anderen Ergebnis, wenngleich sie ihre Erkenntnisse in sehr viel schönere Worte kleideten. Unter den alten Philosophen hat wohl niemand so gründlich über das Wesen Liebe gegrübelt wie Platon. Das Glück der Liebe könne nur halten, erkannte er, wer durch die Liebe verständiger, weniger egoistisch und hilfsbereiter werde. Das läßt sich 1:1 auf die Gegenwart übertragen.

Nach den Erkenntnissen von Eheberatern sind viele junge Ehen bereits nach dem ersten Jahr gefährdet, weil es genau an diesen Dingen – Verständnis und Hilfsbereitschaft – mangelt. Zärtlichkeit, Offenheit und Zustimmung nehmen bereits nach einem Ehejahr ab, gleichzeitig sehen sich die Partner zunehmend kritischer. Zudem entwickeln sich die traditionellen Rollenmuster, Trotz aller Bekenntnisse der Männer für eine partnerschaftliche Aufteilung der Hausarbeit, bleibt die Verantwortung dafür bei der Frau. Die Geburt des ersten, noch stärker des zweiten Kindes verstärkt diese traditionellen Rollen. Die Ehezufriedenheit der Frauen nimmt schneller ab als die der Männer.

Zwei Drittel der Klienten in den Eheberatungsstellen sind Frauen. Gleichzeitig werden zwei Drittel aller Scheidungen von Frauen eingereicht. Das liegt aber, so die Erfahrungen der Eheberater, nicht daran, daß Frauen sich leichteren Herzens zu einer Trennung entschließen. Sie reagieren vielmehr auf eine für sie unerträgliche Situation. Männern fällt es allem Anschein nach leichter, zum Beispiel durch Beruf oder Hobby, der angespannten Atmosphäre zu Hause zu entfliehen.

Der römische Dichter Ovid brachte es in seiner Schrift „Liebeskunst" auf die Formel „Liebe, um geliebt zu werden". An Gleichberechtigung hat Ovid dabei wohl kaum gedacht, zu seiner Zeit war das noch kein Thema. Aber er muß genau das gemeint haben, denn einer seiner Schlüssel zum Herzen eines anderen Menschen paßt dazu: Den anderen behandeln, wie man selbst behandelt werden möchte, ihm die gleiche Achtung und Anerkennung entgegenbringen, die man für sich selbst erwartet.

Auf die Gegenwart übertragen bedeutet das: Die Einstellung beider Partner zur Gleichberechtigung in der Ehe spielt eine Schlüsselrolle für das gegenseitige Verständnis und die Haltbarkeit der Partnerschaft. Ehen, in denen die Gleichstellung der Frau eine Selbstverständlichkeit ist, gelingen besser. Negativ entwickelt sich das Verhältnis häufig, wenn die Frau gleichberechtigt leben möchte, der Mann aber an traditionellen Vorstellungen festhält.

Trotzdem: Manche Paare sind unzertrennlich, andere – immer wieder – scheidungsgefährdet. Untersuchungen der Familien-Soziologie benennen die stabilisierenden und die gefährdenden Punkte:

– Vollzeitbeschäftigung der Frau: Die finanzielle Selbständigkeit und die größeren Chancen, einen anderen Mann am Arbeitsplatz kennenzulernen, erhöhen das Risiko.

– Leben in der Großstadt: Größere Chancen, jemand anderes kennenzulernen, aufgeschlossener für Zeitströmungen, geringere soziale Kontrolle der Mitmenschen = stark erhöhtes Risiko.

– Schwangerschaft bei Heirat: Verringertes Risiko, Kinder sind immer eine Barriere vor einer Scheidung.

– Gemeinsames Wohnungseigentum: Besitz verringert die Scheidungswilligkeit.

– Späte Heirat: Wer lange sucht, trennt sich nicht so leicht. Wenn bereits die Eltern geschieden wurden, erhöht sich das Risiko der Trennung. Die Scheidung wird eher als Mittel der Konfliktlösung akzeptiert.

Ein Ehevertrag ist für den Bestand einer Ehe eher gefährdend als schützend. Da die Folgen geregelt sind, werden die Barrieren als weniger hoch angesehen.

Eine Heirat in der Kirche kann schützend für die Ehe sein. Religiöse Menschen haben Vorbehalte gegen eine Scheidung.

Vielleicht sind es die Beispiele der lange anhaltenden glücklichen Partnerschaften, vielleicht zeichnet sich nach Jahren der zerbröselnden Partnerschaften ein erneuter Gezeitenwechsel ab: Die jungen Männer in Deutschland wollen wieder verstärkt ein Leben mit der Familie, mit der eigenen Familie. Geradezu sprunghaft stieg der Wunsch nach Kindern bei den jüngeren Männern an. Mehr als zwei Kinder sind erwünscht – das ist deutlich mehr als in allen anderen europäischen Ländern. 2001 gaben bei einer Untersuchung der Europäischen Kommission die Männer in Deutschland einen durchschnittlichen Kinderwunsch von 1,7 Kindern an. Aktuell steht das Wunschbarometer bei 2,2 Kindern, und zwar bei Männern und Frauen gleichermaßen. Offenbar gibt es so etwas wie einen neuen familiären Optimismus. Und Vertrauen in eine lange anhaltende Partnerschaft.

In der nächsten Folge lesen Sie: Verlust der Autorität – Veränderte Erziehungsmodelle – Die Wiederentdeckung des Laufstalles

Familienmenschen und andere

Hannelore „Loki" Schmidt (* 3. März 1919 in Hamburg) kann aus Erfahrung sagen, was für eine langjährige Ehe förderlich ist. Schließlich ist sie seit 1942 mit Helmut Schmidt, dem früheren Bundeskanzler, verheiratet. Und verbunden ist sie mit ihm schon sehr viel länger. „Mein Mann und ich", erinnert sie sich, „sind 1929 zusammen in eine Schulklasse gekommen und wir waren von Anfang an befreundet, obwohl er damals körperlich sehr klein war und ich war die Längste in der Schule." Nach der Schule studierte Loki Schmidt, von 1940 bis 1974 unterrichtete sie in Hamburg an Volks- und Hauptschulen. Das Ehepaar Schmidt hatte zwei Kinder. Der 1944 geborene Sohn Walter starb noch vor seinem ersten Geburtstag. Hannelore Schmidt erlitt fünf Fehlgeburten, verursacht durch die damals noch unbekannte Infektionskrankheit Toxoplasmose. Durch ihren Einsatz für gefährdete Pflanzen erwarb sich Hannelore Schmidt bleibende Verdienste. Über Liebe und Partnerschaft sagt sie: „Es gibt Verliebtheit, und es gibt Liebe. Liebe ist etwas, das sehr langsam wächst und das gut gepflegt werden muß, von beiden Seiten. Aber es lohnt sich."

Ovid (* 20. März 43 v. Chr. in Sulmo; † 17 oder 18 n. Chr. in Tomis) ist unter diesem Namen als römischer Dichter bekannt. Sein vollständiger Name lautete Publius Ovidius Naso. In seinen Dichtungen beschäftigte er sich – wie man heute sagen würde – intensiv mit den Beziehungen der Geschlechter zueinander. Eines seiner bekanntesten Werke ist „Ars amatoria" (Liebeskunst). In diesem Lehrgedicht wird die Liebe als zu erlernende Kunst dargestellt. Die beiden ersten Bücher wenden sich an die Männer, das dritte Buch des Bandes enthält Ratschläge für die Frauen. Vermutlich war dieses Gedicht der Grund, aus dem Kaiser Augustus Ovid im Jahr 8 n. Chr. in die Verbannung nach Tomi am Schwarzen Meer, dem heutigen Constanta, schickte. Jedenfalls vermutete Ovid selbst „carmen et error" – ein Gedicht und ein Irrtum seien Anlaß für die Verbannung. Die erotisch lockeren Darstellungen in den „Ars amatoria" müssen für die strenge Moralauffassung des Kaisers ein Ärgernis gewesen sein, zumal Augustus gerade bemüht war, die traditionellen Begriffe von Ehe und Familie wieder in Kraft zu setzen. Die Sache mit dem „error" (dem Irrtum) ist nie aufgeklärt worden. Er habe etwas gesehen, deutete Ovid an, was er besser nicht gesehen hätte. Möglicherweise war es der Ehebruch der Enkelin des Kaisers, Julia. Auch sie wurde von Augustus in die Verbannung geschickt. Ovid, der Kenner der zärtlichen Bande, heiratete früh, doch die beiden ersten Ehen scheiterten. Mit seiner dritten Frau aber blieb er bis an sein Lebensende verheiratet. Zu den vielen Werken, die Ovid verfaßte, und zu denen auch Abhandlungen über das Schminken und den Fischfang gehören, schrieb er auch „Remedia amoris". Und das ist nun gewissermaßen das Gegenstück zur „Ars amatoria" – das Heilmittel gegen die Liebe.

MELDUNGEN

Beratung für Migranten

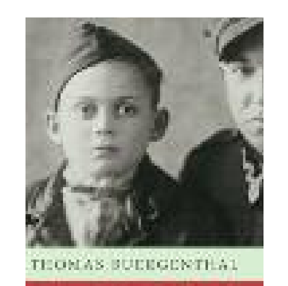
Fürth – In etlichen Erziehungs- und Familienberatungsstellen in Deutschland können sich Migrantenfamilien in ihrer Muttersprache helfen lassen. Denn oft sind es geringe Deutschkenntnisse, die betroffene Familien davon abhalten, professionelle Beratung und Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Viele Beratungsstellen, die konzeptionell auf Familien aus anderen Kulturkreisen eingestellt sind, findet man auf der Internetseite der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung unter der Adresse www.bke.de. Von A wie Albanisch bis U wie Ukrainisch kann man auf der Webseite in der Rubrik „Beratungsstellen-Suche, Beratung für Migrantenfamilien" nach der gewünschten Beratungssprache suchen. Nicht immer sind die professionellen Berater selbst einer Sprache mächtig, gegebenenfalls wird ein Dolmetscher hinzugezogen. Der Standort einer Beratungsstelle läßt sich durch die Eingabe einer Postleitzahl oder eines Ortsnamens eingrenzen. *ddp*

Grenzen aufzeigen

Braunschweig – Kleine Kinder schlagen beim Entdecken der Welt schnell mal über die Stränge. Wenn die Tapete bekritzelt oder der Spielgefährte gezwickt wird, wissen Eltern oft nicht, wie sie ihrem Kind Grenzen aufzeigen sollen. „Wichtig ist, daß die Eltern konsequent bleiben. Auch Kleinkinder brauchen klare Muster, nach denen sie sich richten können!" sagt Maria Siede von der Erziehungsberatungsstelle am Domplatz in Braunschweig. Boshaftigkeit oder Berechnung dürfe man den Kleinen keinesfalls unterstellen. „Ein Zweijähriger versteht nicht, daß die Tapete wertvoll ist. Er kann sich auch noch nicht in andere hineinversetzen und nachvollziehen, daß er ihnen weh tut", so die Sozialpädagogin. Die aufgeregte Reaktion ihrer Eltern fänden die Kinder deshalb überraschend und spannend. „Meist verführt erst diese besondere Beachtung dazu, es wieder zu tun", meint Siede. Besser sei es daher, ruhig und kontrolliert auf den Schabernack der Nesthäkchen zu reagieren. „Lange Reden und Erklärungen bringen in dem Alter nichts. Man sollte so schnell wie möglich ein klares Nein formulieren und dabei auf die Augenhöhe des Kindes hinuntergehen, ihm in die Augen schauen und es berühren, um seine Aufmerksamkeit zu wecken", rät sie. Auf den Verbotsausspruch müsse dann aber auch ein Alternativangebot folgen. *ddp*

Neue Bekanntschaften

Wiesentheid – Auch die schönste Plauderei mit einer neuen Bekanntschaft geht einmal zu Ende. Oft würde man den anderen gerne wiedersehen, traut sich aber nicht, dies anzusprechen. „Später ärgert man sich dann über die verpaßte Chance", sagt Stephan Landsiedel, Diplompsychologe aus Wiesentheid in Bayern. Er empfiehlt deshalb, selbstbewußt vorzugehen, auch wenn man sich plumpe Fragen wie „Gibst Du mir Deine Telefonnummer?" besser verkneifen sollte. Eleganter wäre es beispielsweise zu sagen: „Mir hat die Unterhaltung mit Dir Spaß gemacht. Wenn Du Lust hast, setzen wir das ein anderes Mal fort." Einen Korb sollte man nicht tragisch nehmen, sagt Landsiedel. *ddp*



Auschwitz überlebt

Ein Jude über sein Leben

Der ungewöhnlich lange Untertitel von „Ein Glückskind – Wie ein kleiner Junge zwei Ghettos, Auschwitz und den Todesmarsch überlebte und ein zweites Leben fand“ skizziert den Inhalt. Nach der spannenden und meist bedrückenden Lektüre weiß der Leser auch, daß der Haupttitel ins Schwarze trifft. Denn angesichts der aufgezählten Erlebnisse waren die Überlebenschancen des bei Kriegsende knapp Elfjährigen gleich Null. Auch seine Mutter hat das Lager überlebt, während der Vater auf ungeklärte Weise den Tod fand.

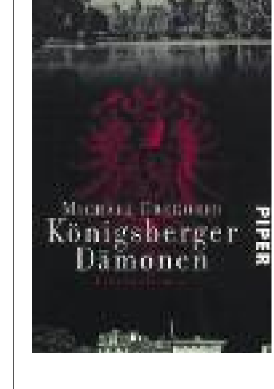
Thomas, der 1951 in die USA auswanderte, brachte es dort bis zum Professor für Völkerrecht, mit dem Schwerpunkt Menschenrechte. Dafür ist niemand sonst besser schicksalserprobt, zumal ihn sein jahrelanger Weg durch die Hölle nicht verblendet, nicht zum Hasser gemacht hat. So schreibt er schon im Vorwort: „Wie alle Tragödien brachte der Holocaust seine Helden und Schurken hervor, und andere, die, um sich selbst zu retten oder nur wegen eines Stückchens Brot, dabei halfen, ihre Mitmenschen in die Gaskammern zu schicken. Dies ist auch die Geschichte einiger Deutscher, die mitten im Gemetzel ihre Menschlichkeit nicht aufgaben.“

Die Odyssee des jüdischen Kindes beginnt im Frühjahr 1939 mit dem Einmarsch der Wehrmacht in den Rest der Tschechoslowakei, wo es mit seinen Eltern wohnt. Die Familie flieht nach Polen. Am 1. September beginnt der Polenfeldzug. Die jüdischen Flüchtlinge fragen sich, ob sie nun die Flucht in die Sowjetunion fortsetzen sollten. Doch sie vernehmen immer die gleiche Botschaft: „Es passieren schreckliche Dinge dort. Als Ausländer sollte man sich fernhalten. Viele Fremde werden nach Sibirien geschickt.“ So landen Thomas und seine Eltern im Ghetto von Kielice, bis sie nach rund vier Jahren auf den Transport nach Auschwitz kommen.

Hier wie dort bilden die Opfer keine verschworene Gemeinschaft, während einige Täter gelegentlich Mitleid offenbaren. Für die polnischen Juden sind die Juden aus Deutschland „jekkes“, denen gegenüber Vorsicht geboten sei. Im Vernichtungslager wird unser kleiner Held gleich Zeuge eines brutalen Mordes durch Kapos. Das Opfer soll einen der Täter zwei Jahre zuvor denunziert haben. „Die Kapos machten sich zu Helfershelfern der SS, indem sie ihre Mithäftlinge schlugen, sie dazu zwangen, bis zur totalen Erschöpfung zu arbeiten oder sie um ihre Essensrationen brachten.“

Das „Glückskind“ dürfte eine der letzten Veröffentlichungen sein, in der eigene Erlebnisse aus der NS-Ära zur Darstellung gelangen. Fast alle anderen Zeugen hat der Tod schon hinweggerafft. Um so wertvoller ist Buergenthals Vermächtnis, „daß Verallgemeinerungen über den Holocaust, die deutsche Schuld oder darüber, was Deutsche wußten oder nicht wußten, uns nicht weiterhelfen, wenn es darum geht, die bestimmenden Kräfte einer der größten Tragödien der menschlichen Geschichte zu begreifen.“ *Konrad Löw*

***Thomas Buergenthal: „Ein Glückskind – Wie ein kleiner Junge zwei Ghettos, Auschwitz und den Todesmarsch überlebte und ein zweites Leben fand“**, S. Fischer, Frankfurt / M. 2007, 272 Seiten, 19,90 Euro*



Kant wird es nicht freuen

Italienisches Autoren-Paar entdeckt Königsberg als Krimi-Kulisse

Nun ist ein Kriminalroman eines in Umbrien ansäßigen Autoren-Paares, der lange unter den Top Ten der italienischen Bestsellerliste war, auch in deutscher Sprache erschienen. „Königsberger Dämonen“ lautet der deutsche Titel. Das Titelbild zeigt Ansichten der ostpreußischen Hauptstadt. Ein Roman, der in Königsberg spielt, einer Stadt, die immer weniger Deutschen ein Begriff ist, geschrieben aus der Feder zweier Italiener? Ein wenig unangenehm, daß erst zwei im Ausland Ansäßige kommen müssen, um die Pregelmetropole zum Schauplatz eines publikumswirksamen Kriminalromans zu machen. Daß das Ergebnis allerdings nicht unbedingt jedem Deutschen schmecken wird, liegt wohl daran, daß für das Ehepaar Michael und Daniela de Gregorio der Schauplatz und die agierenden Personen zwar interessant, aber eben nicht heilig sind.

Ihr Interesse an den Lehren Immanuel Kants hat sie auf die Idee gebracht, seine Heimatstadt im Roman wiederzubeleben. Da ist es nur schlüssig, daß der große Philosoph selber eine maßgebliche Rolle in ihrem Krimi spielt. Hauptfigur ist allerdings Hanno Stiffeniis, der 1804 nahe Königsberg als Prokurator in der Provinz tätig ist. Völlig unerwartet wird der unbedeutende Beamte scheinbar vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. höchstpersönlich in die ostpreußische Hauptstadt gerufen, um einem Serienmörder das Handwerk zu legen. Schnell ist Hanno überzeugt, daß es sich um eine Tat von Anhängern Napoleons handelt, die Unruhe in der Stadt schaffen wollen, damit sie leichter in die Hände des Franzosen fällt. Dann allerdings erscheint Immanuel Kant auf dem Plan und Hanno Stiffeniis, der den alten Herren schon von einer früheren Begegnung her kennt, wird mit der „Kritik an der kriminellen Vernunft“ vertraut gemacht.

Und so führt der Philosoph den Prokurator an Themen wie Autopsie, Beweisaufnahme, Tatortuntersuchung und ähnliches heran. Widerwillig öffnet sich Hanno den neuen Ermittlungsmethoden und entdeckt dabei Furchtbares. Furchtbar vor allem für Anhänger Kants! Trotzdem liest sich der atmosphärisch dichte, historisch zugegeben nicht immer fundierte Kriminalroman über weite Teile spannend. Der kalte ostpreußische Winter, die zugigen Mauern des Schlosses, die angstvollen Blicke der Bewohner, die durch die engen Gassen der Stadt huschen und hoffen, daß der Mörder, der seine Opfer mit einer „Teufelskralle“ vermeintlich ohne Spuren tötet, bald gefunden wird; diese Mixtur fesselt unweigerlich.

Zwar setzt der Kriminalroman Königsberg kein eindeutig positives Denkmal, auch erscheint Kant zum Schluß in einem obskuren Licht, trotzdem übt „Königsberger Dämonen“ eine absonderliche Anziehungskraft auf den Leser aus. *R. Bellano*

***Michael Gregorio: „Königsberger Dämonen“**, Piper, München 2007, broschiert, 442 Seiten, 14 Euro*

Mut zur Macht

Schweizer fordert Deutschland auf, sich selbst als Großmacht anzuerkennen

„Standpunkte: unbequeme Einsichten, provokante Ansichten, weitsichtige Vorschläge. Die sich in der Essayreihe ‚Standpunkte‘ zu Wort melden, wollen die Debatte über grundsätzliche und aktuelle Fragen der Politik vertiefen und in die Breite tragen. Die Klarheit der Argumentation lädt den Leser ein, die eigene Meinung zu schärfen – und sie ebenso energisch zu vertreten.“

Mit diesen Worten beginnt die Reihe „Standpunkte“ der Hamburger Körber-Stiftung. Und all das, was die Stiftung ankündigt, erfüllt auch der Schweizer Autor Eric Gujer.

Er, der über ein Jahrzehnt für die „Neue Zürcher Zeitung“ als Deutschland-Korrespondent tätig war, kennt die deutsche Politik und Mentalität. Sein Fazit, das auch den Titel seines Buches lieferte: „Schluß mit der Heuchelei – Deutschland ist eine Großmacht.“

In erster Linie verachtet der Autor das Ansinnen deutscher Regierungen, die Interessen des Landes aus Angst vor Unterstellung einer Großmannssucht mit Hinweis auf die NS-Zeit immer kleiner darzustellen als sie sind. Dabei kommt der Schweizer auf ungewöhnliche Erkenntnisse. „Eigentlich muß Berlin den Kaczynski-Zwillingen in Warschau dankbar sein. Denn mit ihren Warnungen vor deutschem Revanchismus und Hegemoniestreben machen Präsident und Ministerpräsident nur eines deutlich – wie isoliert sie mit ihrem Deutschlandbild in Europa sind ... Die Erinnerung an die Nazigreuel ist in Europa noch präsent, aber sie spielt keine prägende Rolle mehr in den Beziehungen zur Bundesrepublik. Es sind die Deutschen, denen es schwerfällt, sich aus der Umklammerung der Vergangenheit zu lösen.“ Eric Gujer findet es unglaublich, daß ein so großer, einflußreicher Staat wie Deutschland eine Tabuisierung eigener Machtpolitik betreibt. So könne Deutschland seinen Bundeswehreinsatz in Ländern wie Afghanistan und dem Kongo durchaus auch mit eigenen Interessen begründen, doch da die Politik Angst habe, offen zu bekunden, daß sie durchaus politische und / oder wirtschaftliche Interessen in den Einsatz-Regionen habe, werde ein humanitärer Grund angegeben, der aber leicht zu unterlaufen sei, schließlich gebe es auch andere Krisenregionen wie Darfur, wo Deutschland, ginge es ihm nur um das Humanitäre, sich auch engagieren müßte.

Faszinierend findet der Autor auch die Tatsache, daß in Deutschland, dem Export-Weltmeister, also jenem Land, das in der Bilanz am meisten von der Globalisierung profitieren würde, eine Mehrheit der Menschen eben jene Globalisierung voller Sorge betrachtet. Doch anstatt, daß die Politik den Menschen erklärt, daß für dieses Land besagte Globalisierung eher Herausforderung denn Vernichter sei, schüren die meisten Parteien die Ängste der Menschen noch. Das wiederum führe dazu, daß das Land seine Chancen nicht genügend nutze, was wiederum die negativen Zukunftsszenarien realistischer werden lasse. Ob EU, Nato, Energiepolitik, Welthandel, immer wieder mahnt Eric Gujer an, daß eine klare Sprache auch ein „Element der Vertrauensbildung“ sei, denn dann wissen „die Partner, mit welcher Ausgangslage sie es zu tun habe“. Eine klare Sprache wünschen sich die Deutschen von jenen, die sie regieren, schon lange. „Schluß mit der Heuchelei – Deutschland ist eine Großmacht“ verdeutlicht wie wichtig dies auch für die Außenwirkung ist. *Bel*

***Eric Gujer: „Schluß mit der Heuchelei – Deutschland ist eine Großmacht“**, edition Körber-Stiftung, Hamburg 2007, broschiert, 104 Seiten, 10 Euro*



Ideologiefreie Wissenschaft

Geschichte der Reichsmarine während der Weimarer Zeit

Es ist offenkundig, daß eine erkleckliche Anzahl jener vor allem beamteten Zeitgeschichtler, denen die Spalten der überregionalen Zeitungen und die Sendezeiten von Radio- und Fernsehstationen offen stehen, sich seit den 70er Jahren vor allem bemühen, die deutsche Geschichte seit dem Ersten Weltkrieg in einem schlechten Licht erscheinen zu lassen. Viele mündige Bürger setzen daher ihre Hoffnungen auf eine junge Generation von Historikern, die sich von dem Mief und der Gesinnungsunterdrückung der 68er frei machen.

Das vorliegende Buch mit dem für deutsche wissenschaftliche Publikationen wohl unvermeidlich trockenen Titel „Die Reichsmarine zwischen Küstenverteidigung und Weltmachtstreben – Die Probleme der deutschen Seestrategie im Ostseeraum 1918 bis 1933“, das ein junger Kapitänleutnant d. R. als Magisterarbeit an der Hamburger Universität vorgelegt hat, ist ein solcher Lichtblick. Zwar behandelt Stefan Kiekel nur einen kleinen Zeitausschnitt, doch ist unverkennbar, daß er die Marinegeschichte der Weimarer Republik strikt nach dem Rankeschen Grundsatz erforscht hat, herauszufinden, wie es eigentlich gewesen ist. Volkspädagogische Intentionen sind nicht spürbar, und das tut wohl.

Der Versailler Friedensvertrag zwang das Deutsche Reich zur fast völligen Abrüstung – im Gegensatz zu den Siegermächten.

Auf dem Gebiet der Marine wurde Deutschland verboten, eine moderne Streitmacht zu unterhalten. Nicht mehr als sechs bereits im Ersten Weltkrieg veraltet gewesene Linienschiffe, einige ebenso veraltete Kleine Kreuzer sowie wenige Torpedoboote waren genehmigt. Weder Schlachtschiffe noch U-Boote und Marineflieger waren erlaubt. Moderne Kriegsschifftypen neu zu bauen, war verboten. So verfügte das Reich nur über eine zweitklassige Küstenmarine mit nicht mehr als 15 000 Mann.

Der Autor untersucht, welche Ziele diese Marine hatte und wie sich die Soldaten auf ihre Aufgabe vorbereiteten.

Die größte aktuelle Bedrohung der Weimarer Republik bildete das wieder erstandene Polen. Unverhohlen verfolgte es eine militärisch fundierte Machtpolitik. Es scheute sich nicht, sich mit nahezu sämtlichen Nachbarn militärisch anzulegen, ob es sich um die UdSSR handelte oder um Litauen, die Tschechoslowakei oder das Deutsche Reich – hier sei an die von Polen inszenierten Aufstände in Oberschlesien erinnert. Kiekel sagt es klipp und klar: Polen verfolgte seit seiner Neugründung das Ziel, sich Danzig, die noch nicht in polnische Hand gefallenen Teile Schlesiens sowie Ostpreußen anzueignen. Mit diesem Ziel baute es eine Kriegsmarine auf und verbündete sich mit Frankreich.

An allererster Stelle – und das belegt der Autor anhand der Quellenlage einleuchtend – stand bei der deutschen Marine die Aufgabe, die Versorgungswege zur See zwischen dem Reich und Ostpreußen, das durch den Versailler Vertrag vom Reich abgeschnitten war, auch für Krisenfälle zu sichern.

Weiter mußte die deutsche Marine gerüstet sein, die Seeherrschaft in der Ostsee zu behalten, da Deutschland auf Einfuhren aus Skandinavien angewiesen war. Und zum dritten hatte sie die Aufgabe, die Zugänge aus der Nordsee in die Ostsee im Krisenfall zu sperren, um die französische Flotte daran zu hindern, in die Ostsee vorzustoßen.

Daß das angesichts der völlig unzureichenden Ausrüstung ganz ungewöhnlicher Anstrengungen bedurfte, leuchtet ein.

Der Autor wendet sich gegen jene Historiker, die selbst die bescheidenen Anstrengungen der deutschen Marine umdeuteten in Revanchismus und Militarismus. Als herausragendes Beispiel für einen solchen eher als Agitator zu bezeichnenden Buchautor sei Gerhard Schreiber genannt, der früher zur „Roten Zelle“ des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes gehörte und die Hetzausstellung Jan Philipp Reemtsmas gegen die Wehrmacht unterstützte.

In zahlreichen Schriften beschuldigte er die deutsche Marine, alles getan zu haben, um sich auf einen neuen Krieg vorzubereiten, in dem Deutschland seine Weltmachtstellung zurückgewinnen sollte.

Stefan Kiekel hat mit seiner Schrift ein Beispiel für eine moderne ideologiefreie Wissenschaft gegeben. Möge er für andere Themen der Zeitgeschichte viele Nachahmer finden. *H.-J. von Leesen*

***Stefan Kiekel: „Die Reichsmarine zwischen Küstenverteidigung und Weltmachtstreben – Die Probleme der deutschen Seestrategie im Ostseeraum 1918 bis 1933“**, Bernard & Graefe Verlag, Bonn 2007, gebunden, 104 Seiten, 24 Euro*



Ohne Motiv

Mörder fordert Beichte ein

Der Thriller „Blutbeichte“ der irischen Autorin Alex Barclay hat nicht nur einen blutigen Titel, sondern auch eine zum Teil äußerst blutige Handlung.

Ein kaltblütiger Mörder treibt in New York sein Unwesen. Detective Joe Lucchesi ist gerade dabei, seinen in Schieflage geratenen Haussegen wieder gerade zu rücken, als ihm ein brutaler Killer dazwischenfunkt. Statt Zeit mit seiner Frau Anna und seinem Sohn Shaun zu verbringen, halten ihn die Funde der grausam zugerichteten Leichen der Tatopfer auf Trab.

Schon bald ist eines mehr als deutlich: Der Mörder tötet seine Opfer weder aus Habgier noch aus Rache. Lange tappen Joe Lucchesi und seine Kollegen bezüglich des Tatmotivs im Dunkeln, denn was er noch nicht weiß ist, daß keines der Opfer mit reinem Gewissen starb. Denn kaum etwas bereitet dem perversen Mörder soviel Freude wie deren letzte Beichte, „die Blutbeichte“.

„Der Besucher beobachtete ihn. ‚Was ... werden Sie mir antun?‘ fragte David mit heiserer Stimme, obwohl er wußte, was der Mann vorhatte. Er hatte nie darüber nachgedacht, daß auf den ersten Schock, der durch die Erkenntnis ausgelöst wird, daß ein anderer über Leben und Tod entscheidet, ein zweiter Schock folgt, wenn dem Opfer bewußt wird, wie es sterben soll. In David stieg panische Angst auf. Je länger der Besucher ihn beobachte, desto schlimmer wurde sein Entsetzen. ‚Was wollen Sie?‘ fragte er. ‚Ich will dir zeigen, warum es falsch war, was du gemacht hast. Du wirst die Freude haben, genau das zu durchleben, was auch die anderen durchlebt haben.‘“

„Blutbeichte“ ist ein packender Thriller, dessen Mörder ein interessantes Tatmotiv für seine Greueltaten aufweist. Dennoch ist das Ende enttäuschend. Das Finale befindet sich zwar mehrfach in Anbahnung, wird allerdings jedes Mal unsanft beendet. Auch muß der Leser feststellen, daß er von den Blutbeichten der Opfer wenig mitbekommen hat. Für spannende Unterhaltung sorgt Alex Barclay jedoch auf jeden Fall, zumal der Leser in Joe Lucchesi einen sympathischen Detective findet, der sich in der üblichen Zwickmühle Familie oder Job befindet. *A. Ney*

***Alex Barclay: „Blutbeichte“**, Lübbe, Bergisch Gladbach 2007, geb., 333 Seiten, 19,95 Euro*

Manfred Neugebauer

Große illustrierte Geschichte von Ostpreußen



Nach dem Verlust der Heimat sind die Erinnerung und die Geschichte des Landes geblieben. Viele Bilder und Karten führen zu den Stätten unserer Väter und verleihen der interessanten Geschichte eine beeindruckende Lebendigkeit. Dieses prachtvolle Buch ist ein Muss für jeden Geschichtsinteressierten und für all diejenigen Menschen, deren Wurzeln in diesem unvergesslichen Land liegen. Erfahren Sie mehr über die Ereignisse und das Leben in den Jahrhunderten, als die Geschichte Ostpreußens von deutscher Hand geformt und gestaltet wurde. Autor Manfred Neugebauer zeigt Ihnen bildhaft auf, wie das deutsche Ostpreußen entstand und einmal war. Erleben Sie Heimat und Geschichte auf eine ganz besondere Weise.

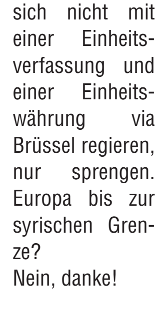
NEU

Geb., 280 Seiten, Format: 17 x 24 cm, 43 Karten, davon 35 farbig, 220 historische Abbildungen
Best.-Nr.: 6518, € 29,95

Wilhelm Hankel

Die Euro Lüge

... und andere volkswirtschaftliche Märchen

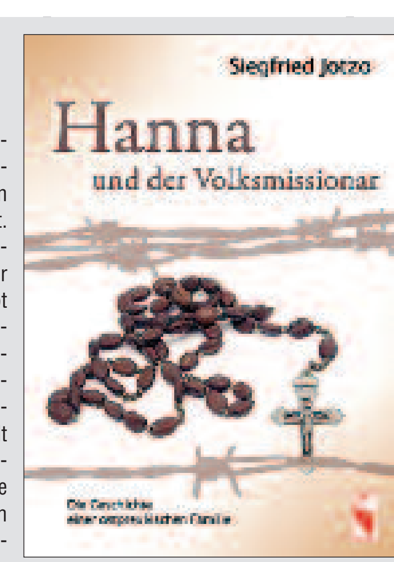


Wilhelm Hankels Sammlung volkswirtschaftlicher Märchen will aufrütteln! Deutschlands Ausbeutung durch den EURO wird verschwiegen und verdrängt. Über dem absehbaren Scheitern des europäischen Einigungswerkes liegt ein unüberwindliches Tabu. Aber der in demokratischen Traditionen wurzelnde alte Kontinent läßt sich nicht mit einer Einheitsverfassung und einer Einheitswährung via Brüssel regieren, nur sprengen. Europa bis zur syrischen Grenze? Nein, danke!

Geb., 248 Seiten
Best.-Nr.: 6354, € 19,90

Siegfried Jotzo

Hanna und der Volksmissionar





Der Lebensweg einer ostpreußischen Landarbeiterfamilie, die in die Wirren von Krieg und Vertreibung gerät. Das bescheiden und gottesfürchtig lebende Ehepaar Hanna und Johann Jurga lebt mit seinen fünf Kindern in Kalischen. Johann ist ein engagierter Christ, der in die Generalsynode der Kirche der Altpreußischen Union gewählt wird. So beginnt seine Berufung als Volksmissionar, eine Berufung, für die er sich beim Johannesstift in Berlin theoretisches Wissen erwerben will. Doch dann kommt alles anders... Der Krieg dominiert das Leben der Familie. Johann wird Soldat und seine Familie muß über das zugefrorene Haff vor den Russen flüchten ...

Kart., 384 Seiten
Best.-Nr.: 6524, € 15,90

KG Mohrungen (Hrsg.)

Städte und Dörfer im Kreis Mohrungen auf alten Ansichtskarten

Ostpreußen und sein Oberland. Die Erinnerung ist immer noch lebendig. Wer dort geboren und aufgewachsen ist, hängt mit seinem Herzen an dem fernen, unvergessenen Land im Osten. Für Kinder und Enkel aber stellen sich oft Fragen nach ihren Wurzeln. Durch dieses Bildmaterial mögen sie eine bildhafte Vorstellung erhalten, wo und wie ihre Altvorderen gelebt haben, wie es einmal gewesen ist. Das Bildmaterial stammt aus einer beim Hauptkreistreffen 2004 in Gießen durchgeführten kleinen Ausstellung über den Kreis Mohrungen. Die Grundlage dafür waren alte Ansichtskarten, die Sammler aus dem Heimatkreis zusammengetragen und zur Verfügung gestellt hatten. Schließlich ist daraus mit diesem Album dann eine „Dauerausstellung" geworden, die sogar noch erweitert werden konnte.

Geb., 218 Seiten
Best.-Nr.: 5459, € 17,00



Waltraut Schmidt (Hrsg.)

Der Kampf um Goldap

Frontberichte von Offizieren und Soldaten
Kart., 194 Seiten
Best.-Nr.: 2798, € 13,00

Anne-Eva Philipp-Wenig

Erbarmung, Marjellchen!

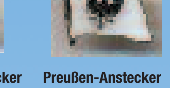
Als damals 19-jährige hat die in Königsberg geborene Autorin die Flucht erlebt. Sie entkam in derselben Nacht dem Inferno in ihrer Heimat, in der die „Wilhelm Gustloff" mit mehr als 10.000 Menschen an Bord in den Untergang torpediert wurde – nur wenige Seemeilen entfernt auf dem Minensucher M 8. Direkt nach ihrer Hochzeit mit einem jungen Oberleutnant der deutschen Kriegsmarine muss Sie aus Kirschnehnen bei Nacht und eisiger Kälte ihre Heimat verlassen, um sich vor den anrückenden russischen Truppen in Sicherheit zu bringen. Ihre Hochzeitsfeier wird von dumpfem Kanonendonner in der Ferne begleitet, die Hochzeitsnacht verbringt das junge Paar mit der Pistole unter dem Kopfkissen. Unter unsäglichen Entbehrungen und Strapazen gelingt es ihr zwar, in den Westen zu fliehen und ihr Leben zu retten. Aber eine Heimat hat sie nie wiedergefunden.

Kart., 48 Seiten
Best.-Nr.: 6525, € 9,80

Heimataufkleber und Anstecker











Format: 14,5 x 9,5 cm zum Einführungspreis statt € 2,45 je Aufkleber nur € 1,99

Je Anstecker nur € 2,95

Pommern, Schlesien, Sudeten Ost- und Westpreußen Die Heimat unvergessen!



Rundstempel
Durchmesser 30 mm
je Stück € 12,95

Franz Utracik

Das Leben war ein Würfelspiel

Vom Flieger zum Fallschirmpanzergrenadier
Chronik einer Jugend

Ein junger Landser erzählt seine Erlebnisse und Eindrücke in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges. Ruhig, sachlich, unpathetisch. Eingezogen zu den Fliegern, dann in Frankreich als Bordfunker eingesetzt und nach der faktischen Auflösung der Luftwaffe wegen Treibstoffmangels zu einem Fallschirmpanzerkorps in Ostpreußen versetzt, erlebt er mit diesem die letzten Wochen des Krieges im Osten. Er sieht die Sinnlosigkeit der Opfer, die flüchtenden Zivilisten, die sich zwischen den Fronten bewegen, ist dabei, als Tausende bei Balga die letzten Gelegenheiten nutzen wollen, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. Und er wird noch eingesetzt, um in Sachsen und der Tschechoslowakei den Krieg für einen Führer selbst dann noch zu führen, als dieser sich schon selbst der Verantwortung entzogen hat. Franz Utracik kommentiert wenig. Er schildert nur das Geschehen, und das aus der Sicht eines Menschen, der nicht überblicken kann, was hier geschieht, sondern der nur von einem Einsatz zum anderen geschickt wird. Er will seine scheinbare Pflicht tun, aber er will auch am Leben bleiben. Und er ist jung. Damit enthält dieses Buch das, was wohl Millionen junger deutscher Männer so oder so ähnlich in diesen letzten Kriegstagen gedacht und erlebt haben.

NEU

Geb., 320 Seiten mit Abb.
Best.-Nr.: 6008, € 20,40

Michael A. Hartenstein

Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie

„Westverschiebung" und „Umsiedlung" – Kriegsziele der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?
Best.-Nr.: 5996, € 24,90

Werner Kortenhaus

21. Panzerdivision 1943- 1945



Endlich wird eine weitere Lücke bei den Truppengeschichten über deutsche Panzerdivisionen geschlossen! Werner Kortenhaus, ein ehemaliger Angehöriger der Division, hat in jahrelanger Recherche alle zugänglichen Quellen ausgewertet und eine lückenlose Darstellung zusammengestellt. Der Weg dieses Großverbands nach seiner Wiederaufstellung von den erbitterten Kämpfen nach der Landung der Alliierten in der Normandie über die Einsätze in Elsaß-Lothringen und an der Orderfront bis zum bitteren Ende im Mai 1945 im Kessel von Halbe wird exakt dokumentiert.

Neu

Geb., 638 Seiten (davon 32 mit Fotos)
Best.-Nr.: 6523, € 35,00

Sonder-Angebot!



nur € 2.95*

Herbert Finck

Geopferte Jugendjahre

Als Kriegsgefangener in Italien, Nordafrika, den USA und England
Geb., 172 Seiten
Best.-Nr. 5716, Statt € 9,00, Nur noch € 2,95, Ersparnis 87 %



nur € 2.95*

Waltraud Hansen

Die Erde liegt unter den Füßen der Mutter

Lebensbericht einer Mutter von 13 Kindern
Kart., 142 Seiten
Best.-Nr.: 5680, Statt € 8,40, Nur noch € 2,95, Ersparnis 64 %

* Mängelexemplare

nur € 2.95

Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben

Adolf von Bartocki

Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

Die Todesfahrt der „Wilhelm Gustloff"

Zeitzeugen lassen die Geschichte des seinerzeit größten Dampfers der Erde noch einmal lebendig werden: Von ihren Fahrten als Urlaubsschiff der Organisation „Kraft durch Freude" bis zum Rettungseinsatz im Osten. Minutiös schildern Überlebende und Retter die letzten 24 Stunden der „Wilhelm Gustloff": Die Abfahrt von Gotenhafen, die Probleme während der Fahrt über die Ostsee und die dramatischen Ereignisse bis zum Untergang...

Hörbuch

NEU

Laufzeit: 95 Minuten, Umfang: 2 Audio-CDs
Best.-Nr.: 6514, € 14,95

Achim Wohlgethan, Dirk Schulze

Endstation Kabul

Die Wahrheit über den deutschen Afghanistan-Einsatz.
Gebunden, 304 Seiten
Best.-Nr.: 6516, € 18,90

Armin Fuhrer

Die Todesfahrt der „Gustloff"

Porträts von Überlebenden der größten Schiffskatastrophe aller Zeiten





30. Januar 1945. Seit Stunden verfolgt das sowjetische U-Boot S13 unbemerkt den Ozeanriesen Wilhelm Gustloff auf der Fahrt von Gotenhafen nach Westen. An Bord des ehemaligen Traumschiffs sind rund 10 500 Menschen, davon mehr als 9000 Flüchtlinge. Sie fliehen über die Ostsee vor der Roten Armee, die wie eine riesige Feuerwalze den letzten Widerstand der Wehrmacht bricht. Um kurz nach 21 Uhr schlägt S13 zu: Drei Torpedos treffen die Wilhelm Gustloff, die binnen einer Stunde sinkt. 9300 Menschen, vorwiegend Frauen und Kinder, finden bei der größten Schiffskatastrophe aller Zeiten in der eisigen Ostsee den Tod. Nur rund 1200 überleben. Zehn von ihnen werden in diesem Buch porträtiert. Wo kamen sie her? Wie erlebten sie den Krieg? Wie überlebten sie den Untergang? Wie verarbeiteten sie später das Erlebte? Mit diesem Buch liefert der Autor ein eindrucksvolles und erschütterndes Zeitdokument über eine Tragödie, die nach dem Krieg für lange Zeit zur historischen Marginalie wurde.

Kart., 288 Seiten, zahlreiche s/w-Abbildungen
Best.-Nr.: 6481, € 19,90

Heinz Schön

Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff



Am Abend des 30. Januar 1945 versenkte ein sowjetisches U-Boot durch drei Torpedotreffer die mit Flüchtlingen und zahlreichen Verwundeten überladene WILHELM GUSTLOFF. Tausende von Menschen versanken mit dem ehemaligen KdF-Schiff in der eisigen Ostsee. Die wahre Dimension dieser furchtbaren Tragödie blieb jedoch über lange Jahre ungewiss - Heinz Schön ging in seinem 1982 erstmals erschienenen Tatsachenbericht „Die GUSTLOFF-Katastrophe" noch von 5000 bis 6000 Opfern aus. Heute kann er beweisen, dass damals über 9000 Menschen den Tod fanden. In seinem neuen Buch „Die letzte Fahrt der Wilhelm Gustloff" geht der Autor neben dem Tatsachenbericht auch auf den Zweiteiler im ZDF ein. Heinz Schön wurde als Fachberater zum Film hinzugezogen und hat daher exklusives Bildmaterial für sein Buch gesammelt.

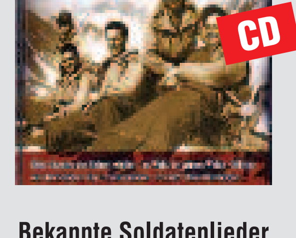
Aus dem Inhalt:
Vorwort * Das Urlaubsschiff * Das Lazarettschiff * Das Soldatenschiff * Das Flüchtlingsschiff * Der Untergang * Die Rettungsaktion * Das Wrack * Der U-Boot-Held * Die Überlebenden * Der Film * Nachwort * Anhang

Geb., 288 Seiten, 390 Fotos, Format: 215x247 mm
Preis: € 24,90

CD

Bekannte Soldatenlieder

15 Titel, Inhalt: Wenn wir marschieren, Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, Ein Heller und ein Batzen, Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, Ich schieß den Hirsch, Oh du schöner Westerwald, Lore, Lore, u.a.
Gesamtspielzeit: 37 Min
Best.-Nr.: 5753, € 9,95



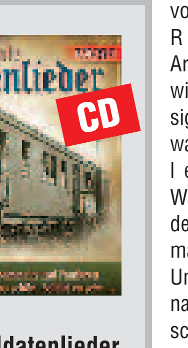
CD

Bekannte Soldatenlieder

– Folge 2 –

12 Titel, Inhalt: Kehr' ich einst zur Heimat wieder, Wir lagen vor Madagaskar, Ich hatt' einen Kameraden, Der mächtigste König im Luftrevier, u.a.
Gesamtspielzeit: 35 Min
Best.-Nr.: 5754, € 9,95





CD

Bekannte Soldatenlieder

– Folge 3 –

20 Soldatenlieder: Ruck-Zuck!, Die ganze Kompanie, Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie, Der Gott, der Eisen wachsen liess, Ich hab mich ergeben, u.a.
Laufzeit: 49 Min
Best.-Nr.: 6078, € 9,95

Achtung! Neue Adresse Achtung!

PMD Preußischer Mediendienst — 07/08

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Mendelssohnstraße 12 · 04109 Leipzig · Tel. (03 41) 6 04 97 11 · Fax (03 41) 6 04 97 12

Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4,00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

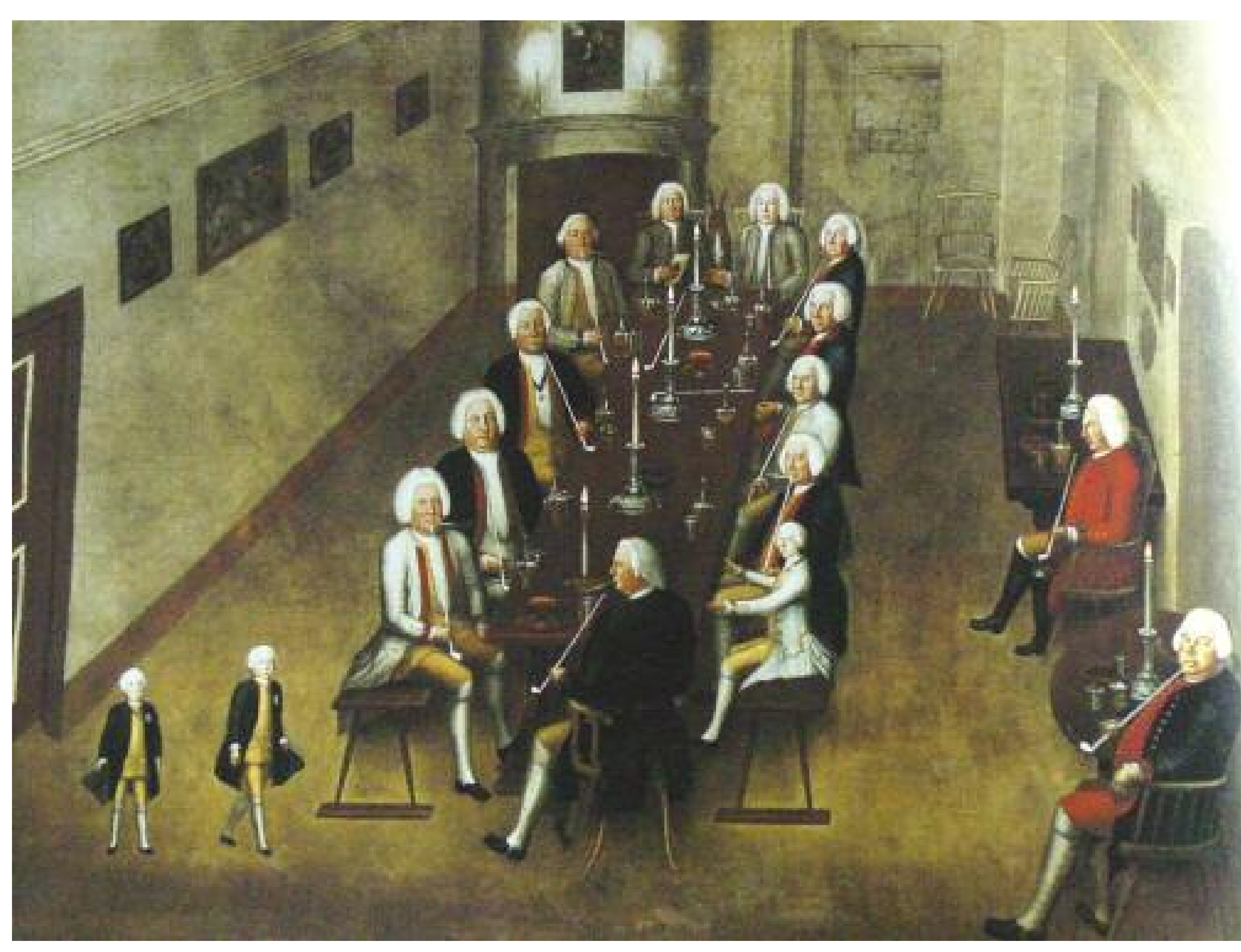
Der »Soldatenkönig« besteigt den Thron

Am 25. Februar 1713 trat Friedrich Wilhelm I. von Preußen die Nachfolge seines Vaters Friedrich I. an

Von KAREL CHEMNITZ

Überraschend kam der Tod des alten Königs für niemanden am Berliner Hof. Am 25. Februar 1713 segnete Friedrich I. das Zeitliche und noch am Abend regierte in Preußen-Brandenburg ein neuer Herrscher. Schon lange vorher rätselten ausländische Fürsten und einheimischer Adel, wie sich der Neue auf dem Thron machen würde. Der Verstorbene, der sich im Winter 1701 in Königsberg als erster aus dem Hause Hohenzollern krönen ließ, galt als berechenbar. Als Verschwender und Schulden-Macher, aber auch als kunstsinnig und Förderer der Wissenschaften. Und wenn man es richtig anstellte, war er eine „goldene Kuh“, die sich gut melken ließ.

Der Sohn entsprach dagegen kaum den Vorstellungen, die man sich damals und heute von einem absoluten Herrscher jener Zeit machte. Während Ludwig XIV. in Frankreich oder August der Starke in Sachsen ihre Macht durch Luxus und Verschwendung demonstrierten, erschien der Brandenburger als ein Sonderling. Dazu kam: Der nunmehr 24jährige Friedrich Wilhelm I. vergötterte alles, was mit dem Militär zusammenhing. Und er war nahezu krankhaft sparsam. Sowohl privat als auch in Sachen Staatsfinanzen. Erotische Seitensprünge, wie sie in den 1400 europäischen Fürstenhäusern kultiviert wurden, waren nicht sein Ding. Dagegen gehörte ein gesundes Gottvertrauen zu den Stützen seiner Weltanschauung und den Grundlagen des Staates. Ehefrau Sophia Dorothea, eine Prinzessin aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg-Hannover und Tochter des englischen Königs, gebar ihm 15 Kinder.



Tabakskollegium: In dieser Runde fühlte sich der König als Gleicher unter Gleichen. Foto: Archiv

Vieles über diesen Friedrich Wilhelm ist im Reich der Legenden gut aufgehoben, ist bestenfalls „die halbe Wahrheit“. Doch nur wenige Biografen verzichten auf die Begebenheit, die sich an jenem 25. Februar zugetragen haben soll: Kaum hatte der alte König die Augen für immer geschlossen, so ließ sich der Sohn die Liste der Hofbeamten und Hofbediensteten bringen. Um sie mit einem Strich von oben nach unten außer Kraft zu setzen.

Am nächsten Tage begab sich der Neue in sein Lieblingsschloß im heutigen Königs Wusterhausen. Hier trat später über Jahre hinweg das sogenannte Tabakskollegium zusammen. Eine feucht-fröhliche Männerrunde, in der sich Friedrich Wilhelm als Gleicher unter Gleichen fühlte, in der Rangunterschiede weitgehend aufgehoben waren. Ein Herren-Stammtisch mit dem leichten Hauch von Geheimkabinett!

Doch 1713 hat Friedrich Wilhelm Wichtigeres zu tun. Als er nach sechs Tagen zurückkommt, ist der Berliner Hof schockiert. So hat er den Jahresetat für Gehälter von 276 000 auf 55 000 Taler zusammengestrichen. Betroffen sind auch höchste Würdenträger. Obermundschenk von Schlippenbach erhält statt 2000 Taler nur noch 800 und Oberhofmarschall von Printzen statt 1700 noch 400. Das Oberherolds-Amt wird aufgelöst. Kammerjunker und Pagen müssen den Hof ebenso verlassen wie die Musiker der Hofkapelle. Hunderte Pferde und Dutzende Kutschen werden versteigert. Zum Verkauf gelangen Tafelsilber, Kronleuchter und Möbel. Gärten und nicht genutzte Lustschlösser werden verpachtet. Der Federstrich trifft auch so manchen Handwerker – Perückenmacher und Friseure, Maler und Kutschenbauer. Leute, die vom Luxus am Hofe profitieren. Auf den Gassen singt das Volk:

„Wer sich in Sänften tragen ließ, der kann nun wieder gehen. Wer auf der faulen Seite lag, beginnet aufzustehen.“

Später schreibt der König: „Ich habe mir, als ich die Regierung übernahm, einen Plan gemacht: Auf lauter Menage [Sparsamkeit; der Autor] und guter Ökonomie beruhte seine ganze Verfassung.“ Übrigens hatten neue Manufakturen und der Handel beim König mindestens den gleichen Stellenwert wie das immer wieder erwähnte Spar-Regime. Die „Sparwut“ war keine Sache von heute auf morgen. Schon als Zehnjähriger soll Majestät eine Kladde angelegt und sie „Rechnung über meine Dukaten“ genannt haben.

Während die Trauerfeierlichkeiten auf Anfang Mai verschoben wurden, erfolgte die Vereidigung der Armee sofort: „Erlauben Sie, daß ich auch mein Vergnügen habe, das hauptsächlich in einer Menge guter Truppen besteht.“ Immerhin kommen in den Folgejahren 80 Prozent der Staatseinahmen den Streitkräften zugute. Besonders privilegiert sind die sogenannten „Langen Kerls“. Gewissermaßen eine „Spezialeinheit“, die der junge König bislang auf eigene Rechnung unterhalten hatte und deren Grenadiere mindestens eine Körpergröße von 1,88 Meter aufzuweisen hatten. Zu einem Kampfeinsatz sind die Hünen nie gekommen. Das Exerzieren sollte neben der Jagd des Königs Lieblingsbeschäftigung bleiben. Von 38 000 auf 84 000 Mann hat er während seiner 27jährigen Regentschaft die preußischen Streitkräfte aufgestockt. Preußen, das nach seiner Bevölkerungszahl in Europa an 13. Stelle steht, nach seiner Flächenausdehnung an zehnter, hat nach den Großmächten Frankreich, Rußland und Österreich die viertstärkste, zugleich jedoch qualifizierteste Armee des Kontinents. Doch abgesehen von einigen eher unbedeutenden Aktionen in Pommern hat der Hohenzollern-Fürst nie einen Krieg geführt. Streng genommen würde dem „Soldatenkönig“ das Markenzeichen „Friedenskönig“ durchaus zustehen.

Von dem von ihm gebauten Schlössern schlägt gerade mal ein einziges zu Buche – das Jagdschlößchen Potsdam-Stern. Seine Verdienste als Bauherr widerspiegeln sich im Städtebau, im Aufbau von Garnisonsstädten. Beispielsweise Potsdam mit knapp 200 Häuschen und nicht einmal 2000 Einwohnern wurde zum Wohnort von 12 000 Menschen mit fast 1200 Wohngebäuden. In Potsdam ist Friedrich Wilhelm I. dann auch gestorben – am 31. Mai 1740. Nicht ohne sich am Tag vorher vom Totenbett aus von 200 seiner Langen Kerls zu verabschieden.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 7 – 16. Februar 2008

MELDUNGEN

Koalition zerbrochen

Allenstein – In der Hauptstadt der Woiwodschaft Ermland und Masuren ist die Koalition aus der Bürgerplattform (PO) und dem „Komitee des Stadtpräsidenten Allensteins“auseinandergebrochen. Ursache ist der Sexskandal um den Allensteiner Stadtpräsidenten Jerzy Malkowski. Ausgelöst wurde der Skandal durch einen Artikel in der „Rzeczpospolita“, dem zufolge der Politiker Mitarbeiterinnen sexuell belästigt, eine von ihnen sogar vergewaltigt haben soll. Angeblich existieren Fotos, auf denen das Stadtoberhaupt ausgezogen auf dem Sessel seines Dienstzimmers zu sehen ist. Sowohl Mitarbeiterinnen des Rathauses als auch Politiker sollen zugegeben haben, daß ihnen Informationen über Belästigungen und Gewaltanwendung zugegangen seien, sie diese aber nicht an die Staatsanwaltschaft weitergeleitet hätten. Jerzy Malkowski reagierte auf die Anschuldigungen der „Rzeczpospolita“ mit dem Vorwurf der Lüge und Manipulation. Einen Tag später legte die „Rzeczpospolita“ nach und erweiterte ihren Vorwurf. So sollen nicht nur Rathausmitarbeiterinnen durch den Stadtpräsidenten belästigt worden sein, sondern auch eine Geschäftsfrau, die ein Geschäft am Rathaus hat, nur knapp einer Vergewaltigung durch den Mann in ihrer Wohnung entgangen sein. Für die oppositionelle Partei „Recht und Gerechtigkeit“ ist das natürlich eine Steilvorlage. Sie forderte die Stadtverordneten der Bürgerplattform auf, die Koalition mit dem „Komitee des Stadtpräsidenten Allensteins“ zu beenden, dem Haushaltsentwurf für dieses Jahr ihre Zustimmung zu versagen und zusammen mit der PiS dem Stadtpräsidenten im Parlament das Vertrauen zu entziehen. Der Vorsitzende der Stadtverordnetenversammlung, Zbigniew Dabkowski, der laut „Rzeczpospolita“ von den Belästigungen im Rathaus wußte, aber nicht die Staatsanwaltschaft informiert hat, reagierte auf die PiS-Forderungen grundsätzlich positiv, schlug allerdings vor, den Stadtpräsidenten lieber zu beurlauben als abzuwählen, weil das die Weiterführung der Geschäfte und die schnelle Übertragung von Zuständigkeiten auf die Vizepräsidenten erleichtere.

Memel und der Süden

Allenstein – Das südliche Ostpreußen und das Memelland wollen ihre Zusammenarbeit intensivieren. Gedacht ist dabei vor allem an den Bereich des Sports im allgemeinen und des Wassersports im besonderen. Auch könnte man sich einen Jugendaustausch vorstellen. Das ist das Ergebnis einer Zusammenkunft von polnischen und litauischen Repräsentanten der beiden Teile Ostpreußens im Marschallamt der Woiwodschaft Ermland und Masuren. Zu einer ersten Kontaktaufnahme und Annäherung war es bereits 1998 gekommen, doch war dem bisher nichts weiteres gefolgt.

Bücher statt Brunnen

Königsbergs Vizebürgermeisterin möchte mehr Geld für Soziales statt Prestigebauten

Von Jurij Tschernyschew



Prachtvoll, aber nicht unumstritten: Mancher würde das Geld für Prestigebauten wie diesen im vergangenen Jahr eingeweihten, 52 Millionen Rubel (etwa 1,5 Millionen Euro) teuren Brunnen lieber für Soziales ausgeben. Foto: Tschernyschew

Königsbergs Vizebürgermeisterin Tatjana Morosowa ist erbost, und sie sagt es auch, beispielsweise auf der Sitzung der Kommission für soziale Fragen des Gebietsabgeordnetenrats der Stadt Königsberg Ende letzten Jahres. Sie erzürnt es, daß der Sozialetat der Stadt für das laufende Jahr keine Ausgaben zur Förderung der Bibliotheken der Stadt mehr vorsieht. Dabei sieht sie einen Finanzbedarf von 29 Millionen Rubel (gut 800 000 Euro). Sie verweist darauf, daß jeder dritte Königsberger Nutzer der städtischen Bibliotheken sei. Es handele sich um Schüler, Studenten und Rentner, aber auch qualifizierte Berufstätige, welche die Bücherhallen beruflich nutzten. Dabei drohe der Buchbestand zu großen Teilen zu veralten. Viele Medien stammten noch aus der Sowjetzeit. Wegen der schlechten Finanzsituation der Bibliotheken müßten die Leser für viele Serviceleistungen wie Fernleihe, Computerrecherchen oder Computerausdruck extra bezahlen.

Echauffiert übte sie Kritik an der Prioritätensetzung bei der staatlichen Ausgabenpolitik: „Man muß nicht immer Springbrunnen mit Kolonnaden bauen, sondern sich auch um die Sozialpolitik kümmern.“ Das war eine Spitze gegen den mit vielen Säulen geschmückten neuen Springbrunnen, der im vergangenen Jahr bei der städtischen Bibliothek aufgestellt worden ist. Früher wuchsen anstelle der Säulen seltene und schöne Bäume. Für den Bau der Fontäne und der Kolonnaden ist doppelt soviel Geld ausgegeben worden, wie gemäß Tatjana Morosowa für die Entwicklung der Bibliotheken für 2008 nötig gewesen wäre.

Man mag dazu ja stehen, wie man will, doch ist es in der Tat schon auffallend, wie pompös und repräsentativ das offizielle Königsberg baut. Kann und sollte sich Königsberg das wirklich leisten? Der Springbrunnen, von dem die Vizebürgermeisterin sprach, sollte tatsächlich schon seit langem gebaut werden, ist also eine langfristig geplante Anschaffung, doch war es wirklich nötig, derart teuren Marmor zu verwenden und eine ganze Kolonnade in griechischem Stil zu bauen? Diese Reichtümer müssen nun rund um die Uhr bewacht werden, ein eigener Wachtdienst wurde engagiert.

Geht man weiter durch die Stadt, wird man feststellen, daß dies nicht der einzige Ort ist, der geschützt werden muß. Auch der Siegesplatz (Hansaplatz) und der Platz vor dem Denkmal der Mutter Rußland und dem Denkmal der Kosmonauten und andere Orte werden bewacht.

Außerdem ist in den vergangenen Jahren nach europäischem Vorbild das Pflastern mit hochwertigen Platten in Mode gekommen, die bei Regen und Schnee zur Qual für die Stadtbewohner werden, weil man auf ihnen ausrutscht wie auf Eis. Bei diesem Wetter füllen sich die Arztpraxen. Das Interessanteste aber ist, daß die erst anläßlich der 750-Jahrfeier gelegten Platten bereits häßlich geworden sind, da diese für Straßen nicht geeignet sind. Vorher waren viele Brücken mit Kopfsteinpflaster bedeckt, das noch aus der Vorkriegszeit erhalten geblieben war. Heute trifft man die Pflastersteine meist auf Anwesen reicher Bürger an.

Gelinde gesagt ambitioniert sind auch die Pläne für das Umfeld des Oberteichs. Die Arbeiten haben bereits begonnen – um den Teich wurden schon Hunderte Bäume gefällt, an ihre Stelle sind gepflasterte Wege getreten. Am Ufer soll eine Marmor-Granit-Befestigung entstehen und auch sonst noch so einiges aus Stein und Beton. Hierfür sind Ausgaben in Höhe von mehreren Millionen Rubel eingeplant. Für bedeutend weniger Geld hätte man die Natur erhalten und einen Ort schaffen können, an dem die Städter sich hätten erholen können, entweder beim Fahrradfahren oder bei einem Spaziergang an einem ökologisch sauberen Ort. Auf diese Weise wäre ein Park entstanden, wie man ihn in Berlin, Hamburg und anderen europäischen Städten findet. Doch die Pläne der Stadtoberhäupter sind andere – sie wollen so viel Geld wie möglich in kurzer Zeit verbauen.

Dabei gibt es in der Stadt viele Orte, die viel Geld benötigen, um in Ordnung zu kommen. Diese Stellen befinden sich nur wenige Schritte von den Kolonnaden aus Marmor und Granit entfernt, an der Theaterstraße.

In seiner Wahlkampfkampagne kündigte der neue Bürgermeister Alexander Jaroschuk an, sich für die Verschönerung der Wohnviertel einsetzen zu wollen, doch das Defizit im Haushalt 2008 beträgt 501 Million Rubel (fast 14 Millioen Euro), so daß fraglich ist, ob sich 2008 etwas zum Besseren wenden wird.

In welchem Zustand sind die Kirchen?

Darmstädter Insterburggruppe besuchte Gotteshäuser des Königsberger Gebiets

Von Klaus Marczinowski

Die Ostpreußenreise der Heimatgruppe Darmstadt stand ganz im Zeichen der Losung: „Tage der Erinnerung in Wort und Bild“.

Zu einem gemeinsamen Reisehöhepunkt für alle wurde die Tagesfahrt „Städte und Dörfer, Häuser und Kirchen, Flüsse und Landschaften“ durch die Landkreise Insterburg, Wehlau, Labiau und Elchniederung. Hineinschauen in das ostpreußische Land hinter den großen Städten, das wurde für viele zu einem einmaligen Erlebnis.

Primäres Thema dieser Tagestour war das Schicksal der Kirchen im Königsberger Gebiet nach 1945. Die Reisegruppe hatte sich vorbereitet und wußte: 224 Kirchen, vorwiegend evangelischer Gemeinden, hatten bis zu Beginn des Zweiten Weltkrieges im Königsberger Gebiet gestanden. Davon hatten 134 Kirchen den Krieg unbeschadet überstanden, 20 weitere mit kaum nennenswerten Schäden und 70 Kirchen mit minder bis starken Zerstörungen. Heute sind 91 Kirchen völlig vernichtet und nicht mehr aufzufinden, 67 sind im ruinenhaften Zustand und nur 66 haben alle Zeiten überdauert.

So schmerzlich die Gruppe auch dieses Vorhaben berührte, sie wollte diesen Weg gehen und hatte das Schicksal ihrer Insterburger Lutherkirche vor Augen. Nachdem sie mit einem leichten Turmschaden den Krieg überstanden hatte, wurde zunächst die hölzerne Innenausstattung vernichtet und später Teile des Turms abgetragen. Das Kirchenschiff wurde bis 1972 industriell genutzt. Nach einem Brand wurde das Wahrzeichen der Stadt 1975 vollständig abgerissen.

In Norkitten steht die Gruppe vor den kläglichen Ruinenresten einer ehemaligen Pfarrkirche, die einstmals der Sohn des Alten Dessauers 1733 den Norkittern gestiftet hatte. Die durch den Krieg unversehrt gebliebene Kirche diente in den ersten Nachkriegsjahren als Lager für landwirtschaftliche Produkte und Geräte. Nach Dachreparaturen und baulichen Veränderungen, wie beispielsweise dem Einbau von Lastwageneinfahrten, wurde die Kirche als Lager für Kunstdünger genutzt. Ende der 80er Jahre begann ein unaufhaltsamer Zerfall des gesamten Gebäudes. Schweigen und Betroffenheit kommen unter der Gruppe auf, zumal das Schicksal der Familie einer Mitreisenden mit dem dieser Kirche und des Ortes eng verbunden ist.

Die Stadt Wehlau hatte den Krieg am 22. Januar 1945 mit der Besetzung durch sowjetische Truppen fast unbeschadet überstanden. Erst danach kam es zu Zerstörungen, von denen auch die Kirche nicht unverschont blieb. Sie diente zunächst als landwirtschaftlicher Speicher und sollte in den 60er Jahren gesprengt werden. Wie durch ein Wunder hielt der größte Teil der massiven baulichen Substanz dem Versuch der Vernichtung stand. Die Gruppe geht um die Kirche herum, fotografiert und findet bestätigt, daß die Wehlauer Heimatgruppe seit 1994 Erhaltungsarbeiten finanziert hat. Unter anderem erhielt der Turm eine neue Haube, und über eine neue metallene Wendeltreppe ist er bis zu einer Aussichtsplattform zu besteigen. Durch einen Türspalt des Haupteingangs sieht die Gruppe auf ein Holzkreuz am Ende des Kirchenschiffes. Eine kleine ins Mauerwerk eingelassene Steintafel informiert sie in Russisch und Deutsch: „Deutschordenskirche St. Jacobi. Erbaut 1260 bis 1280. Seit 1945 Ruine, ein zu erhaltendes Symbol für Wehlau“.

Als eine von wenigen Städten des Königsberger Gebietes überstand Tapiau den Zweiten Weltkrieg ohne größere Schäden. Die Pfarrkirche aus dem 16. Jahrhundert diente nach dem Krieg als Lagerhalle und beheimatete ein Geschäft. Dann ungenutzt, kam es in den folgenden Jahren zu baulichen Schäden. Mit der Wende und der Übergabe des Gebäudes im Jahre 1991 an die orthodoxe Kirche begannen Instandsetzungsarbeiten. Trotz gerade stattfindenden Gottesdienstes ist es der Gruppe möglich, das Gotteshaus zu betreten. Sie verweilt im Inneren des Kirchenschiffes, von einem leisen Chorgesang umgeben,

Fortsetzung auf Seite 16

In welchem Zustand sind die Kirchen?

Fortsetzung von Seite 15

und die Gedanken manches Gruppenteilnehmers eilen zurück in die Vergangenheit.

Auch die Kirche in Goldbach hatte den Krieg unversehrt überstanden, mußte aber ebenfalls den schweren Weg aller Kirchen im Königsberger Gebiet gehen. Die Gruppe besteigt eine Anhöhe und steht vor den Resten eines Saalbaus von 1706, die mehrere Storchenfamilien mit Leben erfüllen. Manchem Teilnehmer ist es Trost, daß die ehemalige Kirche doch noch einer ostpreußischen Aufgabe dient, und er schämt sich ein wenig, hier ein romantisches Fotomotiv gefunden zu haben.

In Groß Legitten gab es für die Gruppe die größte Überraschung ihrer Exkursion. Eigentlich erwartete sie hier auf ein Kirchenbauwerk aus dem 14. Jahrhundert zu treffen, das seit 1995 einen Prozeß des Wiederaufbaubeginns durchlebt. Dabei fand sie eine wiedererstandene Ordenskirche einer neuen evangelischen Gemeinde vor. Aus dem gegenüberliegenden kleinen Wohnhaus kam der Gruppe der Türschließer der Gemeinde entgegen. Er begleitet sie durch ein gepflegtes Umfeld bis in die Kirche. Seine Worte, mit Stolz vorgetragen, werden übersetzt. Im „Kleinen Führer zur Information“ vom Förderverein Groß Legitten e.V., Dingelstädter Weg 1, 37085 Göttingen, ist ein Foto von 1994 zu sehen, das nur einen Schluß zu erlauben scheint: An dieser Kirche gibt es wirklich nichts mehr zu retten. In der Informationsschrift steht: „Nachdem das Gutachten vom Deutschen Zentrum für Handwerk und Denkmalspflege in Johannesberg / Fulda eine Kostenabschätzung in erschwinglicher Höhe für die Sicherung gemacht hatte, tat sich 1995 eine kleine Gruppe früherer Bewohner des Kirchspiels und des weiteren Umkreises zusammen, um diese Kirche vor dem gänzlichen Zerfall zu retten.“ Weiter wird der Leser informiert, daß es auch eine finanzielle Unterstützung durch die Bundesregierung Deutschlands gab. Nach 60 Jahren wieder eine evangelische Landgemeinde im Königsberger Gebiet – da stören die deutschen Besucher in keinster Weise die wenigen nicht immer historisch fachgerecht ausgeführten baulichen Maßnahmen. Anerkennung und Respekt gebührt den ehemaligen Bürgern von Groß Legitten, den heutigen Mitgliedern der evangelischen Kirchengemeinde!

Nur kurz verweilt die Gruppe in Groß Baum an der Kirche aus den Jahren 1923 bis 1926, einem Feldsteinbau mit Altarnische und einem später errichteten Ziegelturm. Das Gebäude ist in bestem Zustand, bloß keine Kirche mehr. Auf einem Schild links neben der Eingangstür ist in russischer Sprache „Kulturhaus“ zu lesen. Eine Verwendung als Kino scheint die Erklärung für die zugemauerten Fenster des Kirchenschiffes zu sein.

Der ehemaligen evangelischen Kirche in Mehlauken / Liebenfelde gilt der letzter Arbeitsbesuch. Man ist überrascht, hier auf eine italienisch wirkende Basilika mit abseits stehendem Turm zu stoßen, entworfen nach dem Vorbild der Friedenskirche in Potsdam und erbaut in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zunächst wirtschaftlich genutzt, blieb sie seit 1989 ohne Verwendung und verwahrloste. 1993 wurde der Bau der orthodoxen Kirche übergeben. Aus Geldmangel konnten bisher erst die Dächer mit einer metallenen Eindeckung restauriert und das zum Teil beschädigte Mauerwerk sanierungstechnisch gesichert werden. Die Aufbauarbeiten werden ihre Fortsetzung finden, und die Gruppe fährt mit ein wenig Optimismus weiter, daß diese Kirche als historisches Bauwerk den Heimatfreunden aus Liebenfelde erhalten bleiben wird.

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

heute zeigt sich wieder einmal, wie breitgefächert die Wunschpalette unserer Ostpreußischen Familie ist. Ob mit Frage- oder Ausrufungszeichen versehen, ob als handgeschriebener Brief oder als E-Mail, ob per Telefon oder Fax übermittelt, ob die Absender 19 oder 90 Jahre alt sind – es geht schon bunt zu bei uns. Zuerst zu den erfreulichen Reaktionen. Da hatten wir im Namen von Herrn **Dietmar Weiß** nach dessen Verwandten geforscht, mit denen sein verstorbener Vater anscheinend wenig Kontakt gehabt hatte, eine Spur wies aufgrund einer älteren Todesanzeige nach Amerika hin. Es kamen schnell einige sehr brauchbare Hinweise – mein Dank gilt hier vor allem Frau **Margit Garn** von der Kreisgemeinschaft Wehlau, die alle in der Kreiskartei vorhandenen Mitglieder der Familie Weiß aus Klein-Keylau auflistete, aber auch den Herren **Siegfried Schneider** und **Harry Schlisio**. Und dann kam die Überraschung: Meine alte Fuchsberger Freundin **Gerda Weiß** meldete sich aus Syke, und teilte mir mit, daß sie den vollständigen Stammbaum der Familie besäße, auch mit noch lebenden Verwandten in Verbindung stehe, und sich somit als beste Informantin anbiete. Was wir Herrn Weiß nun erfreut mitteilen können.

Ein weiterer interessanter Hinweis kam auch zu der Suchfrage von Frau **Diana Heinrici** nach Informationen über ihren Urgroßvater, den Generaloberst **Gotthard** Heinrici. Herr **Klaus Neumann** aus Stuttgart teilt uns mit, daß er vor etwa 25 Jahren einem Sohn des Generaloberst begegnet sei, der seiner Erinnerung nach Dekan der Evangelischen Kirche in Reutlingen war. Herr Neumann gibt dazu brauchbare Hinweise zur weiteren Nachforschung. Frau Heinrici, die schon von der bisherigen regen Resonanz auf ihre Suchfrage überrascht war, wird sich freuen, denn die Angaben erscheinen vielversprechend.

Für eine Bekannte in Amerika, die auf der Suche nach ihren Wurzeln ist, baut Frau **Angelika Dillenberg** die Brücke zu unserer Ostpreußischen Familie. Die 1960 in Miami Geborene möchte so viel wie möglich über ihre mütterlichen Vorfahren und deren Heimat erfahren, und die liegt im östlichen Teil Ostpreußens, in Lasdehnen (Haseldorf). Dort wurde die Großmutter der Suchenden, **Marta Meyer**, am 20. November 1904 geboren. Diese muß schon als junges Mädchen ihren Heimatort verlassen haben, denn sie heiratete am 27. Mai 1922 **Albert Otto Schorcht** in Wiesdorf (heute Leverkusen). Es ist unbekannt, ob Marta Meyer alleine oder mit der ganzen Familie dorthin zog. Ihre Tochter **Johanna** wanderte 1948 in die USA aus und ist dort bereits 1961, ein Jahr nach der Geburt ihrer Tochter, verstorben. Die heute 47jährige erfuhr somit nie etwas über die Heimat ihrer mütterlichen Familie, und möchte dies nun nachholen. Sie ist an allem interessiert, was Lasdehnen betrifft, um sich ein Bild von ihrer Ahnenheimat machen zu können. Frau Dillenberg möchte ihr dabei helfen und bietet sich für die Übermittlung an. (Angelika Dillenberg, Helmutstraße 17, 40472 Düsseldorf, Telefon: 02 11 / 2 71 05 36, E-Mail: dillenberg@gmx.de.)



„Treck im Februar 1945“: Wann und wo wurde die Graphik gedruckt? Wer ist der Graphiker? Handelt es sich um ein bekanntes Motiv, oder hat der Künstler die Karte nach eigenem Entwurf gestaltet? Foto: privat

Immer noch bewegt Frau **Hilde Ruda** die Frage, wie ihr Bruder gestorben ist. Die Familie Neth stammt aus dem Dorf Kaddig bei Sensburg. **Emil Neth** war Unteroffizier, als er in Lettland wahrscheinlich in Gefangenschaft geriet. Denn seine Schwester vermutet, daß er auf dem Marsch in das Lager am 17. Februar 1945 im Raum Padona verstarb. „Wer war mit ihm dort zusammen und kann über seine letzten Tage berichten?“ fragt Hilde Ruda geborene Neth. Leider kann ich ihr wenig Hoffnung machen, denn gerade diese Fragen finden kaum Resonanz, weil die ehemaligen Kameraden entweder auch gefallen oder später verstorben sind, oder – wenn sie die lange Zeitspanne überlebt haben – keinen Zugang zu unserer Zeitung haben. Leider fehlt auch die Angabe über die betreffende Einheit, was schon etwas hilfreich wäre. Frau Ruda will aber nicht nur suchen: sie übersandte uns auch ein Foto aus dem Besitz ihres Bruders **Fritz** Neth. Es zeigt das Soldatengrab seines Freundes und Kameraden **Walter Drochniwitz**, der an seiner Seite in Rußland fiel. Auf dem Holzkreuz mit dem Namen des Gefallenen hängt sein Stahlhelm, das Grab ist mit blühenden Zweigen und aus Steinen gelegtem Kreuz geschmückt. Leider fehlen auch hierzu weitere Angaben, aber es ist anzunehmen, daß der Gefallene auch aus Ostpreußen stammte, deshalb hofft Frau Ruda Familienangehörige von Walter Drochniwitz zu finden, um ihnen das Originalbild übergeben zu können. (Hilde Ruda, Am Steinhügel 67, 58636 Iserlohn.)

Ein herzliches Dankeschön kommt von Herrn **Dieter Dullien** aus Wiesbaden: „Nachdem Ihre liebenswürdige Vermittlung mir durch Ihre Leserschaft schon zur ‚Dämpfkarbonade‘ verholfen hat, wurde auch Ihr Aufruf bezüglich des ‚Tauschgedichtes‘ aus den ersten Nachkriegsjahren ein voller Erfolg. Ja, selbst die Verse zum ‚Frieden in Berlin‘ wurden vervollständigt. So freue ich mich sehr, sie in meinen Lebenserinnerungen an die Kinder und Enkel weitergeben zu können.“ Und wir geben seinen Dank weiter an alle, die zu diesem Erfolg beigetragen haben. Ein Zeichen dafür, wie auch die scheinbar kleinen Wünsche Resonanz finden, weil sie sorgsam gelesen werden.

Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat

Um ein „Spoaßke“ aus der Heimat geht es Herrn **Klaus Hardt** aus Berlin. Der geborene Insterburger schreibt:

„Bei uns wurde früher immer von den alten Tanten ein Geschichtchen erzählt, das ich leider nicht mehr zusammenbekomme. Es ging ungefähr so: Es hatte tagelang geregnet, und überall stand das Wasser, und der Boden war aufgeweicht. Ein paar Kinder spielten im Modder, da kam der Herr Pfarrer vorbei und fragte, was sie da machten. ‚Wir bauen uns aus Modder ein Dorf mit vielen Häusern und einer Kirche!‘ Der Pfarrer fragte weiter: ‚Habt ihr denn für eure Kirche auch einen Herrn Pfarrer?‘ Kurzes Überlegen, dann kam die Antwort: ‚Blewt uns vom Dreck noch was ewig, dann machen wir uns einen Herren Pfarr!‘“

Da es sich nach Herrn Hardts Meinung um eine Geschichte handelt, müßte sie länger sein. Kann sich jemand an sie erinnern? Immerhin zeigt es doch, wie kreativ unsere ostpreußischen Bowkes und Marjellchen selbst als kleine „Modderinskes“ waren! (Klaus Hardt, Rudower Straße 6 in 12557 Berlin, E-Mail: kwhardt@yahoo.de.)

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Besonders erschüttert hat unsere Leserinnen und Leser das in der Weihnachtsausgabe geschilderte Schicksal der heute in Königsberg lebenden Russin **Galina Podistowa**, deren ursprünglicher Name **Erika Pulwintzkitz** – oder ähnlich – auf ihre deutsche Herkunft hinweist. Das aus dem Lager Brandenburg geholte Kind wurde von den Russen nach Königsberg gebracht und „russifiziert“ – anders kann man es wohl nicht bezeichnen, denn die damals Zwei- oder Dreijährige verlor durch mehrfache Namensänderung, Adoption und Verschweigen ihrer wahren Herkunft gänzlich ihre Identität. Erst jetzt kommt sie dazu, nach ihrer Herkunft zu suchen, aber das stößt natürlich auf große Schwierigkeiten. Vor allen Dingen, weil man bisher nicht feststellen konnte, wie der Nachname wirklich lautet. Ich hatte verschiedene mögliche Varianten angegeben, und auf diese sind auch einige Leserinnen und Leser eingegangen, aber es sind bloße Vermutungen und die angegebenen Personen könnten es schon altersmäßig nicht sein. Es hat sich auch noch niemand zu dem Kinderlager Brandenburg gemeldet, aus dem die vermutlichen Waisen in die Sowjetunion transportiert wurden. Diese – vielen Lesern bisher unbekannte – Tatsache hat besonders erschüttert. So schreibt Herr **Hans-Georg Balzer** aus Groß Köris: „Was da mit dem Schicksal der Erika Pulwintzkitz öffentlich wird, übersteigt das bisher bekannte Maß an Scheußlichkeiten der Siegermacht gegenüber den Hilflosen ... Nach Jahrzehnten des Verschweigens der Deportation von Tausenden deutscher Frauen und Mädchen als lebende Reparationen nach Rußland bekommt das Bild des Unrechts der Vertreibung durch das Schicksal dieser Waisenkinder eine neue Dimension ... Den ehemaligen Waisenkindern mit deutschen Wurzeln wünsche ich, daß sie ihre Identität wiedererlangen mögen.“ Seine eigene konnte der Königsberger behalten, obgleich auch er als „befreiter“ 13jähriger nach drei Jahren Hunger, Angst und Schwerstarbeit auf einer sowjetischen Kolchose und seiner Heimat beraubt dann in Mitteldeutschland zum Stillschwiegen verurteilt wurde!

Einen „Treck im Februar 1945“ zeigt eine Künstler-Postkarte, die Frau **Ute Eichler** zum Weihnachtsfest erhielt. Ihr Landsmann **Klaus Staschko** hat sie ihr gesandt, er entdeckte diese Karten auf einem Weihnachtsmarkt in Münster-Wolbeck. Aber keiner weiß, wer der Graphiker ist, auch wann und wo sie gedruckt wurden. Ist dieses ein bekanntes Motiv, das der Künstler verwendet hat, oder hat er die Karte nach eigenem Entwurf gestaltet? Vielleicht können unsere Leser dazu etwas sagen. Frau Eichler hat aber noch mehr Wünsche, denn sie ist für die Heimatsammlung und das Archiv der Kreisgemeinschaft Lötzen unermüdlich tätig. Zwar konnte auch unsere Familie ihre Frage nach der Künstlerin, die unter dem Pseudonym **„Ilse vom Löwenthin“** ein Lötzen-Lied schuf, bisher nicht beantworten, auch die „Patenschaft für das ostdeutsche Lied“ in Wetzlar mußte passen, aber Frau Eichler hofft, daß diese Nuß doch noch geknackt wird – vielleicht beim nächsten Kreistreffen. Aber dieser Wunsch könnte über unsern Leserkreis in Erfüllung gehen: Wer besitzt noch ein Foto von Allenbruch (Groß Kosuchen)? Es fehlt noch in dem sonst so reichen Bildbestand der Heimatsammlung. Vielleicht findet es sich in einem geretteten Fotoalbum? Zur Lösung ihrer letzten Frage könnten Leser helfen, die sich wie Frau Eichler für Volkstrachten interessieren. Herr Staschko hat ihr einen Block Spendenmarken übermittelt, der Trachtenpaare aus den deutschen Vertreibungsgebieten sowie aus Mitteldeutschland zeigt. Schlesien ist ebenso vertreten wie Siebenbürgen, Sachsen-Anhalt wie Danzig, die Mark-Brandenburg wie das Buchenland. Und wo bleibt Ostpreußen? Ausgerechnet diese Marke fehlt in dem 25er Block, sie wurde herausgetrennt. Das ist bedauerlich, und deshalb fragt Frau Eichler, ob jemand diesen Block oder wenigstens die einzelne Marke „Ostpreußen“ besitzt? Die Abbildungen der Trachtenpaare sind im Buntdruck auf beigefarbenen Papier, auf jeder ist „10 Pf. Spende“ vermerkt. Über drei Seiten läuft am Blockrand der Spruch: „Nichts ist endgültig geregelt, es sei denn, es ist gerecht geregelt.“ Herr Staschko hat den Spendenblock auf Schloß Burg / Solingen gekauft. Wann und von wem wurde er herausgegeben? (Ute Eichler, Bilenbarg 69 in 22397 Hamburg, Telefon 0 40 / 6 08 30 03, Fax 0 40 / 60 89 04 78, E-Mail: Avus.Eichler@freenet.de.)

Eure

Ruth Geede

Wir gratulieren ...

ZUM 102. GEBURTSTAG
Schlemminger, Elfriede, aus Gutweide, Kreis Ebenrode, jetzt Altewalder Chaussee, 27474 Cuxhaven, am 19. Februar

ZUM 99. GEBURTSTAG
Buttgereit, Auguste, geb. **Seller**, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Richrather Straße 63, 40723 Hilden, am 24. Februar
Dziomba, Frieda, geb. **Lutz**, aus Halldorf, Kreis Treuburg, jetzt Ellener Dorfstraße 3, 28325 Bremen, am 18. Februar

ZUM 97. GEBURTSTAG
Grube, Frieda, aus Borchersdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Ahornweg 2, 51766 Engelskirchen, am 20. Februar
Karkowski, Meta, geb. **Kubillus**, aus Ackeln, Kreis Elchniederung, jetzt Hirtenweg 27, 25421 Pinneberg, am 23. Februar
Waschk, Gertrud, geb. **Bendzus**, aus Hanffen, Kreis Lötzen, jetzt Harzstraße 52, bei Hille, 38685 Langelsheim, am 21. Februar

ZUM 95. GEBURTSTAG
Maraun, Herbert, aus Kleschen, Kreis Treuburg, jetzt Hildebrandstraße 62, 34125 Kassel, am 19. Februar
Marquardt, Anna, geb. **Conrad**, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Von-der-Recke-Straße 5, 58089 Hagen, am 23. Februar
Paykowski, Marie, geb. **Brandt**, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Steindamm 10, 25337 Elmshorn, am 23. Februar
Petzel, Frieda, geb. **Ewert**, aus Hohenfürst, Kreis Heiligenbeil, jetzt Derentalterstraße 58, Seniorenheim, 37699 Fürstenberg, am 21. Februar

ZUM 94. GEBURTSTAG
Balschun, Ernst, aus Augustupönen / Hochfließ, Terlitzkemen / Tellrode und Königsberg, jetzt Sonnenweg 18, 35745 Herborn, am 20. Februar
Galla, Veronika, geb. **Deptolla**, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Heideweg 7, 67134 Birkenheide, am 23. Februar
Zagon, Martha, geb. **Radegrund**, aus Kreis Ortelsburg, jetzt Theodor-Fliedner-Weg 6, 45699 Herten, am 22. Februar

ZUM 93. GEBURTSTAG
Malien, Heinz, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Lilienstraße 2, 66849 Landstuhl, am 20. Februar
Tanski, Friedrich, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Buschkrug-Allee 225, 12359 Berlin, am 20. Februar

ZUM 92. GEBURTSTAG
Barzick, Anna, aus Rostken, Kreis Lyck, jetzt Dorfstraße 66, 51647 Gummersbach, am 19. Februar
Bulka, Martha, geb. **Gusek**, aus Lisken, Kreis Lyck, jetzt Stettiner Straße 8, 25563 Wrist, am 19. Februar
Eberle, Erika, geb. **Selleneit**, aus Stucken, Kreis Elchniederung, jetzt Heideweg 5, 67659 Kaiserslautern, am 20. Februar
Lieder, Luise, geb. **Wolter**, aus Lyck, jetzt 506-1580 Haro Street, Vancouver B. C. V6G 1G6, Kanada, am 18. Februar
Rettkowski, Käthe, geb. **Paykowski**, aus Großheidenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Langen Feld 13, 31141 Hildesheim, am 19. Februar
Schmolke, Gerhard, aus Ortelsburg, jetzt Vorländerweg 19, 48151 Münster, am 22. Februar
Voesch, Emma Martha, geb. **Gorski**, aus Lyck, jetzt In der Sasse 12, 58730 Fröndenberg, am 23. Februar
Waltz, Heinrich, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Stolpstraße 25, 38124 Braunschweig, am 20. Februar
Wischnewski, Friedrich, aus Scharnau, Kreis Neidenburg, jetzt Hohenstaufenring 70, 31141 Hildesheim, am 18. Februar

ZUM 91. GEBURTSTAG
Drozdowicz, Anna, geb. **Wolk**, jetzt Pomorska 13 A / 14, PL 14-300 Morag / Mohrungen, am 24. Februar
Kuhr, Gerhard, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt 2747 Kensington Place, 61109 Rockford, ILL., USA, 19. Februar
Meier, Gerda, geb. **Boersch**, aus Wickenfeld, Kreis Ebenrode, jetzt Kindergartenstraße 14, 79268 Bötzingen, am 20. Februar
Nadrowski, Otto, aus Seedanzig, Kreis Ortelsburg, jetzt Achter de Möhl 33, 2495 Harrislee, am 24. Februar
Trawny, Wilhelm, aus Grünlanden, Kreis Ortelsburg, jetzt Wiesenweg 9, 29588 Oetzen-Stöcken, am 22. Februar

ZUM 90. GEBURTSTAG
Bartke, Friedrich-Otto, aus Königsberg, Aweider Allee 85, jetzt Berzdorfer Straße 35, 50389 Weseling, am 23. Februar
Bosniatzki, Walter, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Glück-Auf-Straße 16, 04552 Lobstädt, am 20. Februar
Hoppe, Hildegard, geb. **Bilicki**, aus Ortelsburg, jetzt Am Heimathaus 1, 49809 Lingen / Ems, am 23. Februar
Kohnert, Rudolf, aus Gilgetal, Kreis Elchniederung, jetzt Richthofenstraße 36, 53117 Bonn, am 22. Februar
Kühl, Ursula, geb. **Roggenbuck**, aus Rauschendorf, Kreis Ebenrode, jetzt Schilfgrund 4, 32429 Minden, am 18. Februar
Schichau, Viola **von**, geb. **Edle von Pohl**, aus Pottlitten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Albrecht-Dürer-Straße 4, 54634 Bitburg, am 20. Februar
Waschk, Hildegard, geb. **Riezke**, aus Neidenburg, jetzt Neckarstraße 58, 63128 Dietzenbach, am 21. Februar
Zimmermann, Elfriede, geb. **Mertins**, aus Oswald, Kreis Elchniederung, jetzt Zieblandstraße 18 A, 80798 München, am 20. Februar

ZUM 85. GEBURTSTAG
Düden, Erna, geb. **Kopatz**, aus Groß Borken, Kreis Ortelsburg, jetzt Kanalstraße 4, 19288 Glaisin, am 24. Februar
Dybus, Walter, aus Siebenbergen, Kreis Treuburg, jetzt Bogenstraße 7, 22850 Norderstedt, am 18. Februar
Gadomski, Elisabeth, geb. **Mosdzen**, aus Kornau, Kreis Ortelsburg, jetzt Lenzweg 26, 22529 Hamburg, am 23. Februar
Galla, Georg, aus Ulleschen, Kreis Neidenburg, jetzt Rhönstraße 5, 34270 Schauenburg, am 23. Februar
Grajewski, Franz, aus Schareiken, Kreis Treuburg, jetzt Am Südberg 26, 59199 Bönen, am 21. Februar
Griff, Gerda, geb. **Pohl**, aus Königsberg, jetzt Münsterstraße 34, 28277 Bremen, am 19. Februar
Günther, Grete, geb. **Lojewski**, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Munkerstraße 1, 90443 Nürnberg, am 22. Februar
Herrmann, Christel, geb. **Oberpichler**, aus Lyck, jetzt Sundgauer Straße 145, 14167 Berlin, am 18. Februar
Kilian, Walter, aus Usdau, Kreis Neidenburg, jetzt Eine Leine 21, 44803 Bochum, am 23. Februar
Kompa, Wilhelm, aus Wilhelmstal, Kreis Ortelsburg, jetzt Hildesheimer Straße 183, 30169 Hannover, am 22. Februar
Kruwinnus, Traute, geb. **Kummetz**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Kalmitstraße 13, 67141 Neuhofen, am 18. Februar
Lorenzen, Ilse, geb. **Dennig**, aus Hanffen, Kreis Lötzen, jetzt Badestraße 1, 25938 Wyk / Föhr, am 23. Februar
Mauritz, Heinz, aus Markshöfen, Kreis Ortelsburg, jetzt Küllstedter Straße 25, 13055 Berlin, am 18. Februar
Muenzer, Irmgard, geb. **Foltin**, aus Grundensee, Kreis Lötzen, jetzt Im Mittleren Hollental 21, 32839 Steinheim, am 20. Februar
Olschewski, Wilhelm, aus Groß Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Hauffstraße 8, 45883 Gelsenkirchen, am 21. Februar
Papke, Martel, geb. **Jorzik**, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Wilhelmstraße 2, 39326 Colbitz, am 19. Februar
Richter, Editha, geb. **Toll**, aus Fedderau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Königsberger Weg 8, 27619 Schiffdorf, am 23. Februar
Rohmann, Alfred, aus Klaussen, Kreis Lyck, jetzt Rudolf-Kinau-Weg 28, 25436 Uetersen, am 21. Februar
Sattler, Gertrud, geb. **Slaby**, aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Hackertsberg-Weg 31, 58454 Witten, am 19. Februar
Schiffmann, Ursula, geb. **Kaiser**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Goldammerstraße 12, 12351 Berlin, am 24. Februar
Schulze, Elisabeth, geb. **Gerlach**, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Buchwaldzeile 24-26, 14089 Berlin, am 18. Februar
Swoboda, Frieda, geb. **Bucksteiner**, aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Ahornweg 1, 91607 Gebsattel, am 20. Februar
Symanski, Botho, aus Kreis Treuburg, jetzt Pommernstraße 16, 40822 Mettmann, am 21. Februar
Voss, Herta, geb. **Steffan**, aus Pohlau, Kreis Ebenrode, jetzt Wiesenweg 9 A, 21380 Artlenburg, am 23. Februar
Wischnewski, Alfred, aus Keipern, Kreis Lyck, jetzt Johann-Roos-Straße 5, 67697 Otterberg, am 18. Februar

ZUM 80. GEBURTSTAG
Bartkus, Heinz, aus Schlichtingen, Kreis Elchniederung, jetzt Gieseckenkamp 15, 30855 Langenhagen, am 20. Februar
Brockmann, Gertrud, geb. **Küchmeister**, aus Breitenfelde, Kreis Neidenburg, jetzt Benzerstraße 12 A, 29664 Walsrode, am 18. Februar
Ciesla, Heinrich, aus Steinberg, Kreis Lyck, jetzt Vom-Stein-Straße 41, 33175 Bad Lippspringe, am 24. Februar
Delekate, Erna, geb. **Schossadowski**, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Roderkirchener Straße 6, 40591 Düsseldorf, am 21. Februar
Dittko, Harry, aus Lyck, jetzt Sebastianstraße 45, 33142 Büren, am 23. Februar
Domaß, Otto, aus Auersberg, Kreis Lyck, jetzt Johann-Sebastian-Bach-Straße 17, 38350 Helmstedt, am 21. Februar
Dominik, Helene, geb. **Bunkowsky**, aus Heldenfelde, Kreis Lyck, jetzt Wismar 55, 17337 Uckerland, am 24. Februar
Faedrich, Gretel, geb. **Dangeleit**, aus Schneckenmoor, Kreis Elchniederung, jetzt Sassenstraße 8, 17235 Neustrelitz, am 22. Februar
Fest, Hans Georg, aus Heiligenbeil, jetzt Lindenallee 5, 27139 Lödingsen-Adelebsen, am 19. Februar
Garstka, Georg, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Ahornstraße 190, 45892 Gelsenkirchen, am 23. Februar
Graeber, Hildegard, geb. **Zylla**, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Theodor-Storm-Straße 9, 22149 Hamburg, am 22. Februar
Gronau, Siegfried, aus Noiken, Kreis Elchniederung, jetzt Mainstraße 23, 63571 Gelnhausen, am 24. Februar
Jauert, Frieda, geb. **Wöttke**, aus Liewenberg, Kreis Heilsberg, jetzt Mittelfeldstraße 41, 06862 Roßlau-Dessau, am 20. Februar
Kampofski, Irmgard, geb. **Sahm**, aus Kreis Elchniederung, jetzt Gülser Straße 69, 56073 Koblenz, am 22. Februar
Kipnich, Frieda, geb. **Lukas**, aus Schwalg, Kreis Treuburg, jetzt Urweg 41, 52499 Baesweiler, am 20. Februar
Lekat, Horst, aus Rokitten, Kreis Elchniederung, jetzt Dorfstraße 3 B, 17192 Torgelow, am 22. Februar
Lissewski, Ingrid, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Bindfeldweg 47 D, 22459 Hamburg, am 23. Februar
Mekelburg, Irmgard, geb. **Prange**, aus Weißenberg, Kreis Stuhm, jetzt Hilversumer Straße 16, 28259 Bremen, am 18. Februar
Mittenreiter, Erika, geb. **Schneider**, aus Gerdauen, jetzt Forschenseestraße 12, 87629 Füssen, am 20. Februar
Mucha, Kurt, aus Paterschobensee, Kreis Ortelsburg, jetzt Hufelandstraße 10, 38518 Gifhorn, am 23. Februar
Müller, Irene, geb. **Hungerecker**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Im Schrörsfeld 20, 47441 Moers, am 23. Februar
Podschuweit, Konrad, aus Burgkampen, Kreis Ebenrode, jetzt Märsche 1, 39524 Schönhausen, am 20. Februar
Rassat, Reintraut, aus Ragnit, jetzt Neidhartstraße 19 ½, 86159 Augsburg, am 19. Februar
Rudnik, Monika, geb. **Nebel**, aus Argemünde, Kreis Elchniederung, jetzt Vereinsstraße 50, 44793 Bochum, am 23. Februar
Salomon, Hanna, geb. **Grabowski**, aus Neidenburger Schloßgut, Kreis Neidenburg, jetzt Gareisstraße 12, 39106 Magdeburg, am 18. Februar
Schlossmann, Erna, geb. **Dommasch**, aus Vielbrücken, Kreis Elchniederung, jetzt Liebfrauenstraße 9, 47053 Duisburg, am 24. Februar
Schneider, Waltraud, geb. **Leidreiter**, aus Jürgen, Kreis Treuburg, jetzt Lühmannstraße 7, 21075 Hamburg, am 23. Februar
Schönteich, Heinz, aus Gerswalde, Kreis Mohrungen, jetzt Dorfstraße 9, 23816 Bebensee, am 19. Februar
Schulz, Kurt, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Manscheider Straße 8, 53940 Hellenthal, am 23. Februar
Schützek, Albert, aus Wacholderaus, Kreis Ortelsburg, jetzt Paterweg 8, 26209 Hatten, am 22. Februar
Stolzenberger, Horst, aus Heiligenbeil, jetzt Bauernweg 20, 25524 Itzehoe, am 18. Februar
Symanski, Botho, aus Münchenfelde, Kreis Lötzen, jetzt Pommernstraße 16, 40822 Mettmann, am 21. Februar
Tuttas, Gerhard, aus Ortelsburg, jetzt Albert-Schweitzer-Straße 1, 89518 Heideheim, am 23. Februar
Uhlmann, Rolf, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Mühlenstraße 97, 41334 Nettetal, am 20. Februar
Wnendt, Emmy, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Ostring 10, 65824 Schwalbach, am 22. Februar
Zeimer, Alfred, aus Freythen, Kreis Ortelsburg, jetzt Beethovenstraße 32, 46325 Borken, am 18. Februar



Weber, Eberhard, aus Königsberg, und Frau Edith, geb. **Barkemeyer**, aus Bremen, jetzt Am Hirschweg 13, 28816 Stuhr, am 20. Februar



Barz, Erich, und Frau Helga, geb. **Otten**, aus Mörlen, Kreis Osterode, jetzt Gasland 35, 26203 Littel, am 13. Februar



Gutt, Hans Hermann, aus Auer, Kreis Mohrungen, und Frau Sieglinde, geb. **Rudatis**, aus Dittersdorf, Kreis Mohrungen, jetzt Wiesenstraße 4, 52511 Geilenkirchen, am 25. Februar
Schneider, Erwin, aus Mallwischken, Kreis Pillkallen, und Frau Waltraud, geb. **Bernhagen**, aus Belgard / Pommern, jetzt Dr.-Martin-Luther-Straße 27, 39218 Schönebeck, am 22. Februar

Achtung! Adressänderung!

Hamburg – Die Landsmannschaft Ostpreußen sowie die *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt* sind umgezogen, und haben nun eine neue Anschrift: Landsmannschaft Ostpreußen, beziehungsweise *Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt*, Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg.
Sowohl die Telefon- / Faxnummern als auch die E-Mailadressen behalten ihre Gültigkeit. Durch den Umzug kam es leider zu Kommunikationsproblemen – wir bitten Sie, dieses zu entschuldigen.
Ihre Redaktion

Kontakt mittels E-Mail

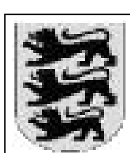
Hamburg – Liebe Mitglieder der einzelnen Gruppen und Heimatkreise, die aktiv am Vereinsleben teilnehmen und -haben!
Leider kam es aufgrund des Umzuges – und der damit verbundenen technischen Umstellungen – der Landsmannschaft Ostpreußen und der Redaktion der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* zu deutlichen Verzögerungen bei der Postzustellung, wobei hiervon besonders der E-Mailverkehr betroffen war. Viele der E-Mails, die in den letzten drei Wochen an die Redaktion geschickt wurden, haben ihr Ziel leider nicht erreicht. Wir bitten dieses zu Entschuldigen!
Ihre Redaktion

Veranstaltungskalender der LO

1. / 2. März 2008: Arbeitstagung der Kreisvertreter in Bad Pyrmont.
11. bis 13. April 2008: Kulturreferentenseminar in Bad Pyrmont.
10. / 11. Mai 2008: Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin.
26. bis 28. Mai 2008: Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen in Bad Pyrmont.
2. August 2008: Ostpreußisches Sommerfest in Osterode (Ostpreußen).
26. bis 28. September 2008: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont.
11. / 12. Oktobober 2008: 6. Kommunalpolitischen Kongress in Allenstein.
13. bis 19. Oktober 2008: 54. Werkwoche in Bad Pyrmont.
24. bis 26. Oktober 2008: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
1. / 2. November 2008: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
3. bis 7. November 2008: Kulturhistorisches Seminar in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der *PAZ / Das Ostpreußenblatt* noch gesondert hingewiesen *(Änderungen vorbehalten)*.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN

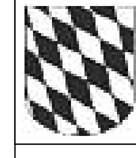


BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Sonnabend, 23. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Saal des Wimpina-Hauses. Anläßlich des 20jährigen Bestehens der Gruppe findet eine Jubiläumsfeier statt. Es treten das Rosenau-Trio (Baden-Baden) und der Shanty-Chor aus Ettlingen auf. Festredner ist Dr. Thomas Ulmer, Mitglied des Europäischen Parlaments.

Ludwigsburg – Dienstag, 26. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung in den „Kronenstuben", Kronenstraße 2. Tagesordnung: Begrüßung und Kaffeestunde, Totenehrung, Rechenschaftsbericht des Ersten Vorsitzenden, Kassenbericht des Kassenwarts, Bericht der Kassenprüfer, Entlastung des Vorstandes, Anträge, Wahlen für nicht besetzten Ämter, Verschiedenes.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Erlangen – Dienstag, 26. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Freizeitzentrum.

München Nord / Süd – Sonnabend, 16. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Es wird der Film „Das neue Bernsteinzimmer" gezeigt, dazu gibt es vorher eine kleine Einführung von Hans-Otto Kößler. Zu Beginn gemeinsame Kaffeetafel.

Weißenburg-Gunzenhausen – Sonnabend, 1. März, 10.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Schloßbräustüberl, Ellingen.

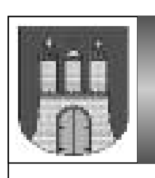


BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Auch zu dem diesjährigen Deutschlandtreffen bietet die Gruppe eine Reise an. Vom 9. bis 12. Mai geht es zum großen Treffen der Ostpreußen nach Berlin. Für die Übernachtung wurde das moderne Luftschiffhotel direkt am Templiner See in Potsdam ausgewählt. Leistungen: Busfahrt, Transfers in Berlin, Übernachtung mit Frühstück im Luftschiffhotel, Potsdam, Stadtrundfahrt in Potsdam am Sonnabend vor dem Treffen, Eintritt zum Treffen, Schiffsfahrt zum Thema „Wasserstadt Berlin – das mediterrane Preußen". Preis: 223 Euro pro Person im DZ, EZ-Zuschlag 60 Euro, HP-Zuschlag auf Wunsch 45 Euro. Anmeldungen an die Geschäftsstelle, Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18, Einzahlungen an Julia Venderbosch, Sparkasse Lüneburg, Kontonummer: 5 757 53 42, BLZ 240 50 110. – Bereits im wird vom 20. bis 28. April eine Reise nach Schlesien angeboten. Reiseverlauf: 1. Tag Fahrt nach Breslau (viermal Hotel Mercure / ÜF); 2. Tag Breslau Stadtrundfahrt (Fahrt zur Jahrhunderthalle und jüdischer Friedhof); 3. Tag Kloster Leubus / Kloster Trebnitz / über Schawoine und Schlottau nach Oels, Schloßkirche zurück nach Breslau; 4. Tag Friedenskirche in Schweidnitz, Graf v. Moltkes Kreisau, Schloß und Gestüt Fürstenstein, Kloster Grüssau; 5. Tag Fahrt nach Krakau, Schloß und Gestüt Fürstenstein, Kloster Grüssau; 6. Tag Stadtrundgang in Krakau mit jüdischem Viertel; 7. Tag Fahrt nach Hirschberg über Pless, Glatz, Neisse, Zillertal, Lomnitz, Rundgang durch Hirschberg und Gnadenkirche; 8. Tag Haus Wiesenstein von Gerhard Hauptmann, Agnetendorf, eventuell nach Krummhübel mit Schneekoppe, Kirche Wang, 9. Tag Rückfahrt. Preis: Bei einer Personenzahl von 30 bis 34 Reisenden 615 Euro im DZ, EZ-Zuschlag 195 Euro. Nähere Informationen bei der Geschäftsstelle, Parkstraße 4, 28209 Bremen, Telefon (04 21) 3 46 97 18. – Eine Reise nach Nord-Ostpreußen vom 12. bis 21. Juli bietet Leonie Schröder an. Reiseverlauf: 1. Tag von Bremen nach Schneidemühl, 2. Tag von Schneidemühl über Danzig, Elbing, Heiligenbeil nach Königsberg, weiter nach Lasdehnen. Dort Übernachtung bis zum 6. Tag in der Pension „Haus Winsen". 3. bis 5. Tag kein festes Reiseprogramm. Fahrtrouten werden so gewählt, daß jeder Reiseteilnehmer Heimatorte als „Wunschziel" erreichen kann. 6. Tag Entlang der Memel-Niederung über Ragnit nach Tilsit (Stadtrundfahrt), weiter über Labiau nach Königsberg, Übernachtung in Stettin. 10. Tag Rückfahrt nach Bremen. Mindestteilnehmerzahl: zehn Personen, Höchstteilnehmerzahl: 16 Personen. Reisepreis: bei zwölf bis 13 Teilnehmern: 849 Euro, Visakosten 75 Euro, EZ-Zuschlag 99 Euro. Anmeldungen an Frau Schröder, Wätjenstraße 116, 28213 Bremen, Telefon (04 21) 21 69 33.

Bremerhaven – Freitag, 29. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung ohne Wahlen im „Barlach-Haus". Kosten für Kaffee, Kekse, Bockwürstchen mit Brot sowie für das Schluckchen „Meschkinnes" 4 Euro. Anmeldungen bis zum 21. Februar unter Telefon 8 61 76.



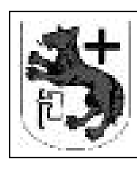
HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonntag, 24. Februar, 14 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne (neuer Termin!) und Besuch der Theateraufführung „Die Weber". Abfahrt des Busses ab Kirchenallee (Hauptbahnhof) 14 Uhr, Kaffeetrinken 15 Uhr, Theateraufführung 16 Uhr, Rückfahrt gegen 18.30 Uhr. Gesamtpreis einschließlich Kaffeetafel 26 Euro (ohne Busfahrt 16 Euro). Anmeldung bei W. Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20. – Sonnabend, 1. März, 10 Uhr (Ende 17 Uhr), Ostermarkt der ostdeutschen Landsmannschaften im Haus der Heimat, Teilfeld 1, gegenüber der S-Bahnstation Stadthausbrücke. Die Landesgruppe ist mit einem Angebot heimatlicher Spezialitäten und Literatur vertreten und lädt herzlich ein. – Sonnabend, 8. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung mit Delegierten der Landesgruppe im Haus der Heimat, Teilfeld 1, gegenüber der S-Bahnstation Stadthausbrücke. Alle Gruppenleiter und Delegierten sind herzlich eingeladen.

HEIMATKREISGRUPPE



Heiligenbeil – Sonntag, 16. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zum Frühlingsfest im AWO. Seniorentreff, Bauerbergweg 7. Der Vorstand lädt hierzu alle Mitglieder und Freunde der Gruppe herzlichst ein. Gleichzeitig findet die Jahreshauptversammlung statt. Bei Kaffee und Kuchen will man einige gesellige Stunden in fröhlicher Runde miteinander verbringen. Sie erreichen den Seniorentreff mit der Buslinie 116. Kostenbeitrag 5 Euro. Anmeldung bei Lm. K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60, bis zum 14. März.



Insterburg – Mittwoch, 5. März, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zum Zeppelin, Veranstaltungsraum Empore, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg. Auf dem Programm steht ein Frühlingsfest mit Gedichten und Liedern der Mitglieder.



Osterode – Sonnabend, 23. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Kappenfest im Restaurant Rosengarten, Alsterdorfer Straße 562, Hamburg-Ohlsdorf. Bei Musik und Gesang soll gemeinsam in froher Runde in den Karneval geschunkelt werden. Es beginnt mit einer gemeinsamen Kaffeetafel. Der Eintritt ist frei. Gäste, mit oder ohne Kappe, sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 4. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

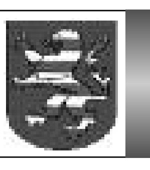
Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 25. Februar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle).

FRAUENGRUPPE

Hamburg / Bergedorf – Freitag, 15. Februar, 12 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Bahnhofsgaststätte Fünfhausen zum Königsberger-Klopse-Essen und Kaffeegedeck. – Freitag, 22. Februar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Sozialen Zentrum", Ludwig-Rosenberg-Ring 47, zum „Kappenfest mit ostpreußischem Humor, Kaffee und Berlinern".

SALZBURGER VEREIN

Sonnabend, 8. März, 13 Uhr, Treffen im Hotel St. Raphael, Nähe Hauptbahnhof und Bahnhof Berliner Tor, Hamburg. Dr. Schlemminger trägt einen Reisebericht: „Yangzi Jiang und das südliche China".



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

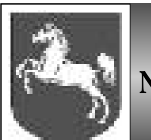
Darmstadt – Gerhard Schörder konnte als Gäste vier gebürtige Insterburger begrüßen und eine Dame, die aus der Elchniederung stammt. Dieter Leitner berichtete vom Neujahrsempfang des Ministerpräsidenten Hessens in Wiesbaden, an dem unter anderem Margot Noll, Waltraut v. Schaewen-Scheffler und er selbst teilnahmen. Da der Ministerpräsident aufgrund einer Erkrankung mit rund zweistündiger Verspätung eintraf, übernahmen die Staatsministe-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 19

rinnen Silke Lautenschläger und Karin Wolff sowie der Landesbeauftragte für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, Rudolf Friedrich, die Diskussionsleitung. Themen waren vor allem Sozialarbeit für die Rußlanddeutschen und ihre Integration, aber auch allgemeine schulische Aspekte. Der „informative und rege Dialog“ mit Roland Koch fiel deshalb recht knapp aus. Er erhielt dennoch freundlichen Beifall. Erwin Balduhn trug das Gedicht „Der Reiter von Szillen“ vor und berichtete dann über das Schicksal der Kaliningrader (Königsberger) Studentin Irina, die er vor Jahren betreut hatte und die ihn jetzt wieder besuchte. Gerhard Schröder erzählte von den ostpreußischen Elchen, die sich seit Kriegsende wieder stark vermehrt hätten. Im 19. Jahrhundert waren sie dem Aussterben nahe. Gerhard Turowski sprach über den 1651 in Königsberg verstorbenen Domorganisten Heinrich Albert und den Spheserbrief. Gisela Keller erinnerte daran, daß der Reichtum der Vertriebenen die Erinnerung an die Heimat ist. Anni Oest begrüßte alle, die Geburtstag hatten. Für Helga Neumann war die unbeantworte Frage nach ihrer Herkunft „eine Qual der Seele“. Mutter und Geschwister waren im Bombenhagel von Königsberg umgekommen. 1945 war sie drei Jahre alt. Sie wuchs zunächst in einem Königsberger Kinderheim und dann bei Pflegeeltern in der SBZ auf. Aus der DDR flüchtete sie 1964. Nach langen Jahren des Suchens erfuhr sie zufällig in Wien, daß ihr Vater mit 42 Jahren gestorben war und sie in Berlin geboren wurde. Eines Schwester des Vaters lebte noch in London, mit der sie Wiedersehen feiern konnte. Helga Neumann war nach 30 Jahren des Suchens kein „Suchkind“ mehr. – Dieses Jahr hatte man seit 1913 die kürzeste Fastnachtszeit. darum mußte der „Preußische Fastelawend“ schon Anfang Februar stattfinden. Als neues Mitglied konnte Gerhard Schröder eine Dame von der aufgelösten Pommerschen Ortsgruppe begrüßen und mitteilen, daß acht Landsleute aus Mainz und Wiesbaden an der Fahrt zum Deutschlandtreffen im Mai nach Berlin teilnehmen wollen, und damit 35 Reisende die Fahrt antreten können. Der Vorsitzende gab einen Überblick zur Geschichte von Fastnacht und Karneval. Fasching war eigentlich die Nacht vor der Fastenzeit, heute ist es die Zeit zwischen Dreikönig und Aschermittwoch. Das Faschingstreiben geht auf alte Frühlingsfeste zurück, die den Kampf zwischen Sommer und Winter sinnbildlich zur Darstellung brachten. Es läßt noch heute Spuren des germanischen Julfestes oder des römischen Festes zur Ehre des Gottes Saturn erkennen. Das Wort Karneval geht vielleicht auf das mittellateinische „carne vale“ (Fleisch, lebe wohl) zurück. Mit dem Lied „Jetzt kommen die lustigen Tage ...“ wurde das karnevalistische Programm eingeleitet. Anni Oest mit großem roten Pleureusenhut trug ein selbstverfaßtes Gedicht vor, Gustav Rupietta sprach über die „gute alte Zeit“, und Irmgard Karnetzke gab einen lustigen Text über ihren Versuch zu Geld zu kommen zum besten. Erwin Balduhn referierte über das ostpreußische Nationalgetränk „Bärenfang“ und darüber, wie der Mensch auf die Welt kam, und trug auch „Jägerlatein“ vor. Richard Frankenberg erzählte ostpreußische Witze, und Willy Posegga schilderte Erlebnisse aus der letzten „Sexualkundestunde“. In einem humorvollen Zwiegespräch versuchten Brigitte und Gerhard Schröder eine Frau zu finden, die einen ernähren kann, und Irmgard Karnetzke und Gretek Ahlheim plachanderten über heiteren Krankenhausalltag um eine Schlaftablette. Dieter Leitner trug die Parabel „De kleene Pogg met dat groote Muul“ vor, eine lehrhafte Dichtung, die eine allgemeingültige sittliche Wahrheit indirekt veranschaulichte. Zwischen den Vorträgen wurden fröhliche Lieder gesungen, und alle Akteure erhielten herzlichen Beifall.

Wiesbaden – Zum „Närrischen Nachmittag mit Kreppelkaffee“ in der bunt geschmückten „Narrhalla“ konnte der Vorsitzende Dieter Schetat eine frohgestimmte Narrenschar begrüßen. Von Beginn an sorgten der Stimmungssänger Karl-Heinz Sturm und der musikalische Entertainer Nico Hollmann für den richtigen Schwung im Saal. Den Reigen in der Bütt eröffnete der singende Protokoller Kurt Bender alias „Prinz von Wiesbaden“, der das Zeitgeschehen glossierte und große und kleine Peinlichkeiten prominenter Persönlichkeiten auf die Schippe nahm. Das auch ostpreußischer Humor die Fastnacht bereichern kann, bewiesen die Landsleute Rudi Haak – in weiblichem Outfit – und Georg Lehmann mit ihren Zwiegesprächen „Was gibt es Neues in Insterburg?“ und „Am Fahrkartenschalter in Willpuschen“. Mit den beiden Darbietungen hatten sie die Lacher und viel Applaus auf ihrer Seite. Aus der psychiatrischen Klink „Als geheilt entlassen“ stellte sich der Elbinger Landsmann Hans-Georg Budau mit Tochter Renate Budau vor. Doch, wenn sie dann die Welt betrachten, „wären sie lieber drin geblieben“. Gern gesehen und lautstark begrüßt wurde die „Gartenzwerge“ des Carneval Clubs Wiesbaden (CCW), die ein Loblied auf die Stadt Wiesbaden sangen und nicht ohne Zugabe von der Bühne durften. Als Dank erhielten sie, wie alle Mitwirkenden, den diesjährigen „Elch-Orden“ und „heimatlichen Bärenfang“. Zum wiederholten Male mit dabei waren die Karneval-Profis Joachim Mauer, der als „Navigator“ die närrische Richtung wies, und Stefan Fink, Sitzungspräsident der Kolpingfamilie Wiesbaden-Zentral, mit seiner Jopie-Heesters-Parodie und dem Motto „man müßte nochmal 20 sein“. Einen stimmungsvollen Schlußpunkt setzten die „Old Daddies“ (Hans-Georg Budau mit Sohn Matthias Budau und Peter Bender) – hochdekorierte Mitglieder des CCW – die mit einem Potpourri beschwingter „Getränke-Lieder“ das Publikum zum Singen und Schunkeln mitrissen. Stehende Ovationen waren Belohnung für ihr gesangliches Feuerwerk. Durch das dreistündige, kurzweilige Programm, bei dem das Publikum begeistert mitging, führte in bewährter Weise Stadtrat Manfred Laubmeyer.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Landesgruppe – Die Gruppen Lüneburg, Uelzen und Celle fahren gemeinsam vom 10. bis 12. Mai zum Deutschlandtreffen nach Berlin. Die Fahrt beginnt in Lüneburg und geht über Uelzen und Celle nach Berlin. Bei guter Beteiligung betragen die Fahrtkosten pro Person voraussichtlich 55 Euro, Übernachtung im DZ pro Person / Nacht 31 Euro, im Einzelzimmer 51 Euro in einem Vier-Sterne-Hotel in Potsdam. Nach dem Deutschlandtreffen gibt es am 12. Mai eine Stadtführung durch Potsdam (Holländisches Viertel, Schloßplatz, Nikolaikirche, Schloß Cecilienhof, Park von Sanssouci etc.) Anmeldungen möglichst umgehend erbeten (spätestens bis 15. Februar) für Lüneburg an Dr. Barbara Loeffke, Telefon (0 41 31) 4 26 84, für Uelzen an Bruno Paeger, Am Stadtwald 20, 29525 Uelzen, Telefon (05 81) 1 58 85, für Celle an Manfred Kirrinnis, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Ein genaues Programm erhalten die Teilnehmer bei Reisebeginn.

Bezirksgruppe Lüneburg – Vom 12. bis 22. Juni führt der Kreisverband Lüneburg Schutzgemeinschaft Deutscher Wald wieder eine Busreise nach Ostpreußen durch. Ziele sind Königsberg, Pillau, Rominten, Trakehnen, die Kurische Nehrung (Rossitten, Nidden), Memel, Wilna, Masuren und Thorn. Die Busfahrt beginnt und endet in Brietlingen bei Lüneburg. Es sind noch einige Plätze frei. Auskünfte erteilt Armin Eschment, Telefon (0 58 50) 97 28 30.

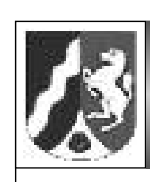
Braunschweig – Mittwoch, 27. Februar, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadtparkrestaurant. Günter Serafin referiert über „Politische Partizipation durch Leserbriefe“. Dazu gehören auch praktische Übungen, um zu zeigen, was beim Schreiben zu beachten ist. Bitte bringen Sie Schreibutensilien mit. – Bei der letzten Veranstaltung gab es zunächst Vereinsnachrichten. Danach hatten alle viel Freude an heiteren Vorträgen und an den musikalischen Darbietungen von Siegmar Roth. Es gab für alle Vortragenden viel Beifall.

Celle – Zur Jahreshauptversammlung der Kreisgruppe Celle der Landsmannschaft Ostpreußen begrüßte der Erste Vorsitzende, Manfred Kirrinnis, die Mitglieder und Gäste und lobte dabei die gute Teilnehmerzahl. Er bedankte sich bei Roland Schluff und dem Mitarbeiterkreis für die Vorbereitung der Veranstaltung. Im Prolog ging Elisabeth Krahn in humorvoller Weise auf die kürzlich stattgefundenen Landtagswahlen in Niedersachsen und im benachbarten Hessen ein. In der Totenehrung gedachten die Teilnehmer in einer Gedenkminute der im letzten Jahr verstorbenen Mitglieder. Nach der Stärkung mit Kaffee und Kuchen trug Manfred Kirrinnis den Vorstandsbericht vor und rief noch einmal die Veranstaltungen des abgelaufenen Jahres in Erinnerung: die Fahrten nach Nordstemmen zur Marienburg und nach Hannover zum Besuch des Niedersächsischen Landtages und der Herrenhäuser Gärten, das Erntedankfest und die Adventsfeier. Zudem berichtete er vom zentralen Ostpreußentag der Bezirkgruppe Lüneburg am 3. Oktober 2007 in Lüneburg und über Aktuelles aus der Landesgruppe Niedersachsen und der Landesvertretung sowie über das bevorstehende Deutschlandtreffen in Berlin. Schatzmeisterin Monika Jepp stellte den Kassenbericht vor. Gabriele Josat konnte nach erfolgter Kassenprüfung vermelden, daß es keine Beanstandungen gegeben hat. Der Vorstand wurde sodann mit großer Mehrheit entlastet. Bei den Neuwahlen wurden Uwe Jäkkel (Zweiter Vorsitzender) und Monika Jepp (Schatzmeisterin) im Amt bestätigt. Manfred Kirrinnis (Erster Vorsitzender), Rita Schluff (Schriftführerin), Frieda Linsel und Erika Ogiermann (Kassenprüferinnen) sind noch bis zur Jahreshauptversammlung im nächsten Jahr gewählt. Nach zwei Jahren endete die Amtszeit von Kassenprüferin Gabriele Josat. Als Nachfolgerin wurde Maria Gerigk von der Versammlung bestimmt. – Der 2. Vorsitzende, Uwe Jäckel, stellte die für 2008 geplanten beiden Fahrten vor: Die erste Fahrt führt am 26. Juni 2008 zum Museumsdorf nach Hösseringen. Am 4. September 2008 werden die Gedenkstätte Marienborn und das Kaffeekannenmuseum in Eitzum bei Schöppenstedt besucht.

Göttingen – Sonnabend, 23. Februar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung im Gasthaus Zur Linde, Geismar. Nach dem offiziellen Teil sind alle Mitglieder und Gäste zum Grützwurstessen eingeladen. – Vom 10. bis 12. Mai fährt die Gruppe nach Berlin und will dort unter anderem am Deutschlandtreffen teilnehmen. Übernachtet werden soll in einem Hotel in der Nähe vom Kuhdamm in der Uhlandstraße. Anmelden können sich alle Interessenten aus dem Raum Nord-Hessen, Thüringen und Northeim sowie diejenigen, die auf der Reisestrecke nach Berlin zusteigen können. Der Fahrpreis für Mitglieder inklusive Übernachtung und Frühstück sowie Eintritt Deutschlandtreffen beträgt 115 Euro pro Person im DZ, für Nichtmitglieder 130 Euro, EZ-Zuschlag jeweils 42 Euro. Anmeldungen bis spätestens 15. März 2008. – Ebenfalls sind alle Interessenten zu einer siebentägigen Reise ins Riesengebirge und das Glatzer Bergland ein. Der Preis beträgt 410 Euro pro Person im DZ, EZ-Zuschlag 60 Euro. Es nur noch wenige Plätze verfügbar. Nähere Informationen bei Werner Erdmann, Holtenser Landstraße 75, 37079 Göttingen, Telefon (05 51) 6 36 75, Fax (05 51) 6 33 71 33.

Helmstedt – Donnerstag, 21. Februar, 8.30 Uhr, Treffen zur wöchentlichen Wassergymnastik im Hallenbad. Nähere Auskünfte erteilt Helga Anders, Telefon (0 53 51) 91 11.

Osnabrück – Dienstag, 26. Februar, 16.45 Uhr, Kegeln im Hotel Ibis. – Donnerstag, 28. Februar, 15 Uhr, Literaturkreis in der Gaststätte Bürgerbräu.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Sonnabend, 8. März, 10 Uhr, diesjährige Frühjahrs-Delegierten-, Kultur- und Frauentagung in Oberhausen. Wieder wurde ein interessantes Programm zusammengestellt. Es gibt Vorträge über „Agnes Miegel“, „Herrscher in Preußen – unsere historischen Wurzeln“, „Bombenterror – Luftkrieg über Deutschland“. Über zahlreiches Erscheinen von Landsleuten, Jugend und Gästen, wie in den Jahren zuvor, freut sich der Landesvorstand.

Bonn – Dienstag, 4. März, 19 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung mit Neuwahl des Vorstandes im Haus am Rhein, Elsa-Brändström-Straße 74, 53225 Bonn-Beuel. Dazu gibt es ein Königsberger-Klopse-Essen. Tagesordnung: Eröffnung und Begrüßung, Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden, Kassenbericht, Kassenprüfungsbericht, Aussprache, Entlastung des Vorstandes, Neuwahl des gesamten Vorstandes, Verschiedenes. – Zusammen mit der Gruppe Düren findet eine Fünftagesfahrt (vier Übernachtungen) zum Deutschlandtreffen in Berlin (10. / 11. Mai) statt. Abfahrt in Bonn von der Beethovenhalle (Rheinseite), spätnachmittags Ankunft in Berlin, Zimmerbelegung. Das genaue Programm in Berlin kann erst später bekanntgegeben werden. Fest steht bisher nur: Besuch des Ostpreußentreffens, Sonntag Gelegenheit zur Teilnahme am Gottesdienst, 11 Uhr Hauptkundgebung. Gegen 14 beziehungsweise 15 Uhr erfolgt die Rückfahrt nach Bonn und Düren.

Düsseldorf – Mittwoch, 27. Februar, 19 Uhr, Diavortrag von Lorenz Grimoni „Von Königsberg nach Kaliningrad – von Kaliningrad nach Königsberg? Die ostpreußische Metropole heute“, im Konferenzraum, GHH.

Gütersloh – Montag, 18. Februar, 15 Uhr, Treffen Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Ursula Witt, Telefon 3 73 43. – Dienstag, 19. Februar, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Bruno Wendig, Telefon 5 69 33. – Am 10. und 11. Mai (Pfingsten 2008) findet in Berlin das Deutschlandtreffen der Ostpreußen statt. Die Gruppe organisiert eine dreitägige Fahrt. Auf dem Programm steht, neben dem Besuch der Veranstaltung auf dem Messegelände, eine Rundfahrt in Potsdam, eine Lichterfahrt durch Berlin mit Besuch der Hackschen Höfe, des neuen Hauptbahnhofes und Besichtigung des Reichstagsgebäudes. Nähere Informationen wie zum Beispiel Fahrpreis sowie Anmeldung bei Marianne Bartnik, Telefon (0 52 41) 2 92 11,

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben

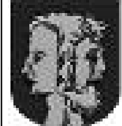


KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Busreise nach Königsberg (11. bis 20. Juli 2008) – Abfahrt ab Duisburg, mit Zwischenübernachtung in Schneidemühl (Hotel Rodlo). Weiterfahrt über Marienburg und Braunsberg zur Grenze. Dort erwartet die Gruppe die russische Reiseleiterin Nadja, zwecks beschleunigter Abfertigung. Wir übernachten sieben Tage im Hotel Kaliningrad. Rundfahrten nach Pillau, hinübersetzen mit der Fähre nach Neu-Tief. Am vierten Tag nach Waldau (Heiligenwalde). Am fünften Tag über Labiau, Tilsit, Insterburg zum Gestüt Georgenburg. Der sechste Tag steht zur freien Verfügung. Am siebten Tag erfolgt ein Ausflug über Palmnicken nach Rauschen. Einen Ausflug zur Kurischen Nehrung mit zwei bis drei Stunden Badezeit, Besuch der Vogelwarte und der Dü-

nen stehen am achten Tag auf dem Programm. Am neunten Tag erfolgt die Rückreise nach Stettin (Übernachtung im Hotel Panorama) Heimreise nach Duisburg dann am zehnten Tag. Nähere Auskünfte und Anmeldungen bei Willi Skulimma, Aakerfährstraße 59, 47058 Duisburg, Telefon (02 03) 33 57 46, Mobil (01 60) 1 52 00 17.

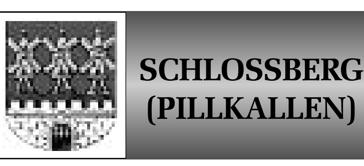


LYCK

Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Bundesverdienstkreuz für Günter Zeisig – Günter Zeisig, der am 2. Oktober 1930 in Kölmersdorf, Kr. Lyck, geboren wurde, erhielt aus der Hand des Unnaer Landrates Michael Makiolla das ihm vom Bundespräsidenten verliehene Bundesverdienstkreuz am Bande. Die Kreisgemeinschaft Lyck gratuliert dazu herzlich. Günter Zeisig war bis zu seiner Zur-Ruhe-Setzung im Jahre 1999 Inhaber eines Gärtnereibetriebes in Lünen bei Dortmund. Er hat insbesondere in den berufsständigen Organisationen auszeichnungswürdige Verdienste erworben. Seit 1965 ist Herr Zeisig Mitglied der Gartenbauversicherung. Seit 1985 ist er als ehrenamtlicher Schätzer und Sturmvertrauensmann tätig. Von 1963 bis 1998 war Herr Zeisig Mitglied des Blumengroßmarktes Dortmund e. G. 1969 wurde er in den Vorstand der Genossenschaft gewählt, von 1979 bis 1987 war er zudem deren 2. Vorsitzender. Von 1983 bis 1999 hatte Herr Zeisig den Vorsitz einer der mitgliederstärksten Unterorganisation des Landesverbandes Gartenbau, der Kreisvereinigung Dortmund, inne. Seit 1974 wurden im Betrieb von Herrn Zeisig mehr als 30 junge Menschen ausgebildet. 1997 / 1998 war Herr Zeisig Gründungsmitglied des Arbeitskreises Schule / Betrieb des Paul-Ehrlich-Berufskollegs des Ruhr-Lippe-Kreises. Landsmann Zeisig ist außerdem seit 1987 Ortsvertreter seines Heimatortes Kölmersdorf. Im Jahre 2007 erhielt er das Verdienstabzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen.

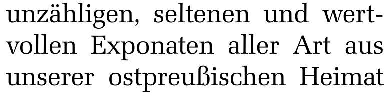
Regionaltreffen Nord in Lübeck – Das diesjährige Lycker Kreistreffen findet am 30. / 31. August in unserer Patenstadt Hagen in Westfalen statt. Darauf wird jetzt schon hingewiesen. Für viele Landsleute aus dem norddeutschen Raum (Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern) ist der Weg nach Hagen zu weit. Deshalb findet auch in diesem Jahr wieder das Regionaltreffen Nord in Lübeck statt, und zwar am Sonntag, dem 20. April 2008. Das Treffen wird aber nicht wie bisher im Hotel Mövenpick abgehalten, sondern im Hotel Hanseatischer Hof, Visbystraße 7-9, ganz in der Nähe des Lübecker Hauptbahnhofes. Der offizielle Teil des Treffens beginnt um 11 Uhr. Einlaß ist bereits am 9.30 Uhr. Die Kreisgemeinschaft wird durch das Kreisausschuß-Mitglied Ulrich Hasenpusch und durch den Vorsitzenden des Arbeitskreises „Mittlere Generation“, Günther Vogel, vertreten sein.



SCHLOSSBERG (PILLKALLEN)

Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

Suche nach neuer Heimatstube – Aus gegebenem Anlaß bittet der Vorstand der Kreisgemeinschaft, wie bereits im Heimatbrief 2006 ausführlich erläutert, nochmals auf diesem Wege um die geschätzte Hilfe seiner nach Flucht und Vertreibung in alle Welt verstreuten Landsleuten. Einige unserer Schloßberger Landsleute fanden sich bald nach dem Krieg zusammen, um unter schwierigsten Bedingungen in selbstlosem, unermüdlichem Einsatz, eine Heimatkreisgemeinschaft sowie eine Schloßberger Heimatstube aufzubauen. Mit der großzügigen Unterstützung des Landkreises Harburg wurde dieses Vorhaben Zug um Zug im niedersächsischen Winsen (Luhe) Realität. Bald stellten viele Landsleute der noch fast leeren Heimatstube ihre aus der Heimat geretteten und für sie entbehrlichen Exponate zum Zwecke der Erhaltung unserer ostpreußischen Kultur zur Verfügung. Inzwischen ist unsere Heimatstube, die jederzeit nach Terminabsprache für jedermann zur Besichtigung offen steht, mit unzähligen, seltenen und wertvollen Exponaten aller Art aus unserer ostpreußischen Heimat bestückt. Die vom Landkreis Harburg zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten, in denen auch unserer Geschäftsstelle mit Archiv untergebracht ist, platzt zunehmend aus allen Nähten! Zumal neben der Enge auch abzusehen ist, daß der Landkreis Harburg das Gebäude, in dem wir mit unserer Geschäftsstelle, unserem umfangreichen Archiv und der Heimatstube schon seit Jahrzehnten Gastrecht genießen, verkaufen will, sah der Vorstand der Kreisgemeinschaft sich gezwungen, den langfristigen Fortbestand der Heimatstube sowie der Geschäftsstelle mit Archiv zu sichern. Um durch den über kurz oder lang eintretenden Fall des Verkaufs der Immobilie nicht abermals „heimatlos“ zu werden, ist angedacht, sich nach einem neuen, für uns geeigneten Objekt umzusehen und dieses dann zum Beispiel anzumieten. Dafür und für die Unterhaltung dieses Objekts bedarf es jedoch nicht vorhandener finanzieller Mittel in noch unbekannter Höhe. Aus diesem Grund hatte der Kreistag in seiner Sitzung am 3. März 2007 beschlossen, die Gründung einer Stiftung voranzutreiben und zunächst das Startkapital dafür einzuwerben. Wer helfen kann setzte sich bitte mit der Kreisgemeinschaft in Verbindung.



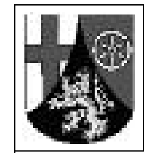
Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 19

oder auf der Internetseite: www.jagalla.info.

Leverkusen – Auch dieses Mal wird die Gruppe beim Deutschlandtreffen vertreten sein. Reisetermin: Freitag, 9. bis Dienstag, 13. Mai. Folgende Leistungen werden geboten: Zubringerservice ab / bis Haustür, auf Wunsch mit kostenlosem Gepäckservice, Busfahrt, vier Übernachtungen in Berlin, Zimmer mit Bad oder Dusche, WC, TV und Telefon, Stadtrundfahrt und Stadtführung in Berlin (Dauer rund vier Stunden), Sonnabend und Sonntag Bustransfer zum Deutschlandtreffen und zurück. Reisepreis pro Person im DZ 425 Euro, EZ-Zuschlag 117 Euro. Ein Bus ist bereits ausgebucht, für den zweiten Bus werden ab sofort Anmeldungen entgegengenommen. Informationen und Anmeldungen bei Sigisbert Nitsche, Telefon (0 21 71) 3 06 35.

Wesel – Donnerstag, 28. Februar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Heimatstube.

Witten – Donnerstag, 28. Februar, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur Jahreshauptversammlung. Thema: „Moralische Aspekte des Zeitgeistes“.

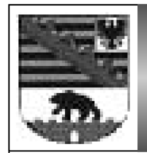


RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 1. März, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur Osterfeier in der Heimatstube, Lutzerstraße 20, Kaiserslautern.

Mainz – Freitag, 9. Mai bis Montag, 12. Mai, Busfahrt zum Deutschlandtreffen nach Berlin. Die Fahrt, gemeinsam mit der Gruppe Darmstadt, beinhaltet drei Übernachtungen und Frühstücksbuffet sowie eine Besichtigungsfahrt zu den Sehenswürdigkeiten in und um Berlin herum. Kosten: 220 Euro im DZ, 272 Euro im EZ. Anmeldung bei Familie Kalle, Telefon (0 61 31) 67 23 29.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Halle – Sonnabend, 16. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe zur Faschingsnachlese im Begegnungszentrum der Volkssolidarität, Reilstraße. – Die Gruppe fährt am 10. / 11. Mai zum Deutschlandtreffen nach Berlin. Es sind noch einige Plätze und Mitfahrgelegenheiten frei. Informationen bei Michael Gründling, Telefon (03 45) 2 08 06 80.

Magdeburg – Zum Auftakt der diesjährigen Arbeit wurde eine Vorstandswahl durchgeführt. Lm. Trimkowski begrüßte alle Anwesenden. Anschließend erfolgten die Bekanntgabe des Versammlungsablaufes sowie Rechenschaftsberichte des Vorsitzenden, der Revision, des Kassenwartes. Nach Ablauf der Ehrung der Geburtstagsjubilare sowie Informationen und Bekanntgaben wurde zum zweiten Teil der Versammlung übergegangen, der Neuwahl des Vorstandes. Dazu gehörten auch die Rechenschaftslegung mit anschließender Aussprache. Der Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden hatte viele Aspekte zum Inhalt. Die Realisierung vieler Aufgaben nahm breiten Raum ein. Die Mitglieder stimmten dem Bericht zu und spendeten viel Beifall für die geleistete Arbeit. Revisionskommission und Kassenwart legten ebenfalls Rechenschaft ab und bestätigten eine gewissenhafte Finanzpolitik. Lm. Trimkowski rief alle Mitglieder auf, auch dieses Jahr sich mit allen Kräften für die Belange der Gruppe einzusetzen. Zu den wichtigsten Aufgaben gehören 2008: Teilnahme am Deutschlandtreffen und Tag der Heimat, Durchführung der Vorstandssitzung und Versammlung, die Tätigkeit der Stickerchen, die Chorarbeit, die Teilnahme am Bowling und vieles andere mehr. Die bisherige Arbeit der Vorstandsmitglieder wurde vom Vorsitzenden in aller Form gewürdigt und mit Blumen bedacht. Frau Baumgart ergriff danach das Wort und fand anerkennende Wort für die umfangreiche Arbeit des Vorsitzenden. Der Höhepunkt der Veranstaltung war die Wahl des Vorstandes. Durch anhaltenden Beifall hatte die Versammlung den bisherigen Vorstand in seinem Amt bestätigt. Als neues Mitglied wurde der Leiter der Singgruppe Lm. Fieberg gewählt. Der Vorstand, der die Geschicke in den kommenden zwei Jahren leitet, setzt sich wie folgt zusammen: Bruno Trimkowski (Vorsitzender), Hans-Joachim Lenkeit (Stellvertreter), Waltraud Maluck (Kassenwart), Edith Baumgarten (Stickerchen), Werner Schüler (Schriftführer), Rudi Fieberg (Chorleiter). Nach Beendigung des offiziellen Teiles übernahm die Singgruppe mit schönen Liedern und Vorträgen die weitere kulturelle Gestaltung. Nun hatten auch die Landsleute Zeit zum Plachandern und Mitsingen. Der „Wahlsonntag“ klang fröhlich aus, und die Mitglieder gingen in guter Laune nach Hause. Die gute Betreuung durch das Gaststättenpersonal sorgte zusätzlich zum Gelingen der Veranstaltung.

Schönebeck – Freitag, 15. Februar, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus Luise, Moskauer Straße 23, Behindertenverband Schönebeck. Diese Zusammenkunft ist mit einer Neuwahl des Vorstandes verbunden. Alle Mitglieder sind zu dieser Vollversammlung herzlich eingeladen. Außerdem wird daran erinnert, daß jeden dritten Dienstag im Monat, 10 bis 12 Uhr, eine Sprechstunde im Haus Luise stattfindet. *(In der letzten Ausgabe wurde irrtümlicherweise der 21. Februar angegeben. Dieser Termin ist leider falsch.)*

Anzeigen

Ich gehe langsam aus der Welt heraus
in eine Landschaft jenseits aller Ferne,
und was ich war und bin und was ich bleibe,
geht mit mir ohne Ungeduld und Eile
in ein bisher noch nicht betretenes Land.
Hans Sahl

Nach einem langen und erfüllten Leben ist unsere Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma friedlich eingeschlafen.

Irmgard „Irmi“ Grigat
geb. Lenzen
* 26. Mai 1916 Thiensdorf † 7. Februar 2008 Kiel

In stiller Trauer
Im Namen der Familie
Hubertus, Karin und Sylvia

Kiel, im Februar 2008

Die Urnentrauerfeier mit anschließender Beisetzung findet am Freitag, dem 22. Februar 2008, um 13.30 Uhr in der kleinen Kapelle auf dem Friedhof Eichhof in Kiel statt.

Nachruf

Nach langer, schwerer Krankheit entschlief mein lieber Mann, unser herzensguter Vater und Opa

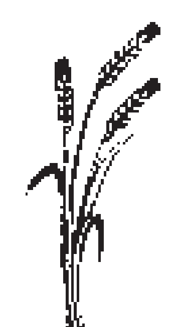


Jupp-Gustav Siebert
* 10. 4. 1924 † 2. 1. 2008

In Liebe und Dankbarkeit
Deine Hilda, geb. Basner

24784 Westerrönfeld, Grüner Steg 16
früher: Mükühnen, Gemeinde Partheinen

Im Januar 2008



Erinnerungen, die unser Herz berühren,
gehen niemals verloren.

Josefa Neumann
geb. Czinczoll
* 28. 8. 1927 in Siegfriedswalde/Ostpreußen † 6. 2. 2008 Pforzheim

In Liebe und Dankbarkeit
Gerhard Neumann
und Verena Wagner-Neumann
Martin Neumann
sowie alle Angehörigen

Die Trauerfeier fand am Montag, dem 11. Februar 2008, auf dem Hauptfriedhof in Pforzheim statt.

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief am 16. Januar 2008 mein geliebter Ehemann, unser Vater, Schwiegervater, Bruder, Onkel, Opa und Uropa

Paul Hennig
* 18. April 1915 in Gladbeck / Westf.
Aufgewachsen in Selbongen / Kreis Sensburg

In Liebe und Dankbarkeit
Im Namen aller Angehörigen:
Herta Hennig
Jutta Hennig-Schön
Barbara Hennig-Siedenberg
Monika Hofmann-Kleffel

Bad Vilbel, den 2. Februar 2008

Heimatlicher Preußentag

Edmund Ferner hielt einen Interessanten Vortrag

Von Ilse Rudat

Zum „Preußentag“ konnte der schleswig-holsteinische Landesvorsitzende Edmund Ferner zahlreiche Vorstandsmitglieder der örtlichen Gruppen aus ganz Schleswig-Holstein begrüßen. Aus diesem Anlaß hatte Ferner einen Vortrag zu dem Thema: „Was ist aus Preußen geworden! Preußische Denkungsart kann immer noch ein Vorbild für uns sein!“ vorbereitet.

Als Fazit seines Vortrages hatte er als Antwort auf die Frage „Was können wir heute noch von Preußen lernen?“ folgende Thesen zusammengetragen: „Frühzeitige Reformen verhindern Revolutionen“; „Die Obrigkeit sollte ihre Rechte in erster Linie zur Erfüllung von Pflichten nützen“, „Nicht nur Adel verpflichtet“, sondern auch Amt, Bildung und Besitz“, „Nur strikte Sparsamkeit des Staates schafft die für den Staatshaushalt notwendige Steuermoral“.

Kann Preußen immer noch Vorbild sein?

Mehr als ein System

Der Wahlspruch bleibt gültig, mit dem Graf Schlieffen den älteren Moltke charakterisierte, lautet: „Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen!“; „Wahre Autorität ist nie in erster Linie kraft Geburt oder kraft Amtes, sondern immer Kraft Leistung oder Charisma“, „Meinungspluralismus ist unverzichtbarer Teil eines freiheitlichen Rechtsstaates, Wertepluralismus schafft ein gemeinschaftsfeindliches Klima, macht die Menschen orientierungslos und damit verführbar durch falsche Propheten“, „Die Pflege von Traditionen ist der emotionale Kitt für eine staatliche Gemeinschaft“, „Die Geschichte ist die wichtigste Lehrmeisterin für Politiker“ und noch weitere wichtige Thesen mehr.

Ferner erhielt starken Beifall von seinen Landsleuten. Er bedankte sich bei seiner „rechten Hand“ Frau Beyer und allen tüchtigen Helfern, die zu diesem gelungen Tag beigetragen hatten.

Die Pflege von Traditionen

Edmund Ferner, der bei der Uetersener Gruppe der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen durch seine Diavorträge über Ostpreußen, China, Ungarn und so weiter sehr geschätzt ist, wird im April dort wieder einen Diavortrag über eine kürzlich durchgeführt Reise nach Kuba halten, wo er schon mehrfach war und worüber er sehr viel zu berichten weiß.



Mit großem Interesse folgten die Zuhörer den Ausführungen des Landesvorsitzenden. Foto: IR

Das kleine Haus



Erlebte Traditionen prägen oft ganze Generationen

Von Hannelore Patzelt-Hennig

Es gab ein kleines Haus, das sich aus meiner Sicht mit keinem zweiten auf der Welt vergleichen läßt. Es ist das Haus meiner Großeltern, das in einem Dorf an der Memel stand. Meine Träume führen mich oft zu ihm. Ich gehe in Gedanken die grandige, von wogenden Birken gesäumte Chaussee entlang, die zum Dorf führt, und sehe es etwas abseits davon liegen. Den Zufahrtsweg begrenzen stämmige alte Weiden, und am Hoftor grüßt ein riesiger Fliederbusch.

Dann stehe ich vor der Tür. Tief neigt sich das dicke Strohdach herab. Es ragt weit über die zierlichen sechsscheibigen Fenster. Aus der Mitte des Daches dringt ein üppiger Schornstein hervor, der in seinem Innern, vom Dachboden aus zugänglich, eine geräumige Räucherkammer birgt. An der sauber verarbeiteten Holzverschalung des Hauses rankt eine blaue Klematis empor. Das Natursteinfundament der Hofseite ist heiß von der Sonne. Die blütenweißen gestärkten Voilegardinen sind nach dem Frühjahrsputz neu aufgesteckt worden, und auf den lackierten Fensterbänken stehen Myrten.

Wenn man die Haustür öffnet, duftet es nach Spirgel. Der gekalkte, mit etwas Waschblau eingetönte Flur ist ständig von abgestellten Holzschlorren „besiedelt“, und die Katze hat hier ihr Milchschälchen stehen. Vom Flur führt eine Leitertreppe auf den Dachboden, die sogenannte Lucht. Dort steht ein riesiger alter Schrank, der Schätze enthält ähnlich denen eines Museums. Da gibt es Reifröcke, Perlentäschchen mit Seidenfransen, Zylinderhüte und Vatermörder, vergilbte Bilder aus kaiserlicher Zeit, ledergebundene Tagebücher, Poesiealben, Schleierreste, Josten- und Schleifenbänder und viele andere persönliche Dinge. Auch eine alte Wiege steht auf dem Boden. Und ein sehr alter Puppenwagen wie auch ein glanzloses Steckenpferd.

Der Duft der Vergangenheit

Geht man im Hausflur geradeaus, gelangt man in die anheimelnde kleine Küche, die zu einem beträchtlichen Teil von dem riesigen Küchenherd beherrscht wird mit seiner beachtlichen Vielseitigkeit. Er hat neben mehreren Feuerstellen mit verschiedenen großen herausnehmbaren Gußeisenringen, die den Kochtopfgrößen entsprechen, auch ein Wasserbassin, in dem es Tag und Nacht heißes Wasser gibt. Außerdem ist auf der Herdplatte genügend Platz, um etwas warm zu halten. Im unteren Teil dieses Giganten befindet sich ein großer Backofen, der eine größere Anzahl Brotlaibe gleichzeitig aufzunehmen vermag. Dann gibt es in der kleinen Küche noch einen halbhohen Schrank, über dem ein offenes Wandregal hängt, in dem Teller glänzen. Und das sind keine Zierteller; es ist das Gebrauchsgeschirr.

Viele teilen die selben Erinnerungen

Auf einer langen Bank neben dem Schrank stehen zwei Eimer mit Brunnenwasser. Ein kleines Bord mit dem Wecker und einigen hübschen Blechdosen ziert die Ecke am Fenster. Manchmal leuchtete von dort auch, hastig abgestellt, die rote Zichorinrolle. Dann gab es hier noch Tisch und Stühle und den Schemel am Herd. Er wurde gern genutzt, um sich aufzuwärmen, war ähnlich begehrt in der kalten Jahreszeit wie die Ofenbank in der kleinen Stube. Hier war es äußerst behaglich, wenn das Feuer im Ofen prasselte, die Wärme wohltuend in den Rücken strömte und aus der Röhre die Bratäpfel dufteten. Manchmal wurde von der Ofenbank aus auch das Spinnrad gedreht, dessen leises Surren zusätzliche Behaglichkeit vermittelte. Die Dielenböden der Stuben zierten handgewebte Flickerdekken in erregend bunten Farbstreifen. Auch auf dem großen ovalen Tisch in der guten Stube lag eine handgewebte Decke, deren lange Fransen die beiden immer verschlossenen Schubfächer nicht einmal ahnen ließen. Versperrt war auch der Glasschrank mit dem zierlichen Porzellan, in dem manche Leckerei zu finden gewesen wäre, wenn man – ja, wenn man gewußt hätte, wo der Schlüssel lag. Der große Kleiderschrank war dagegen immer offen. Aber darin waren für mich nur die vielen Sonntagsblusen der Großmutter interessant, die so selten angezogen wurden.

Auf dem Tischchen vor dem großen Spiegel mit dem schnörkeligen Mahagonirahmen lagen die Bibel, das Predigtbuch und die Gesangbücher bereit. Sonntags wurde damit Hausandacht gehalten, wenn man nicht in die Kirche fuhr, und mitunter las auch einer oder der andere aus der Familie abends darin.

Zum Sonntag und zum Feiertag gehörte der Gottesdienst, und eingehalten wurden auch die feiertäglichen Traditionen. Was sich in dem kleinen Haus besonders zu Pfingsten zeigte, wenn unter jedem dicken Eichenbalken der Stubendecken ganze Bündel von Birkengrün steckten. Gemäß der biblischen Aufforderung: Schmücke das Fest mit Maien!

Die mir willkommenste Tradition aber war, daß ich zu Ostern in die kleine Stube eine Schaukel eingehängt bekam. Sie wurde dort alljährlich einige Zeit vor diesem Fest an einem der Deckenbalken befestigt. Und ich fand auf dem Sitzbrett, die ganze Osterzeit lang, an jedem Morgen einen buntverpackten Bonbon. Glücklicherweise auch am Karfreitag, dem Tag, den ich nicht mochte. Wir pflegten ihn in stiller Frömmigkeit zu verbringen, und dieses sichtbare Insichgekehrtsein aller mißfiel mir. Ich meinte, am Karfreitag war der Bonbon auf der Schaukel die einzige Freude, die mir blieb. Nur die Hoffnung auf den Osterhasen, der am zweiten Feiertag zu erwarten war, tröstete mich. Trotzdem schien mir der Karfreitag immer unendlich lang.

Das Erleben von Zeit ist subjektiv

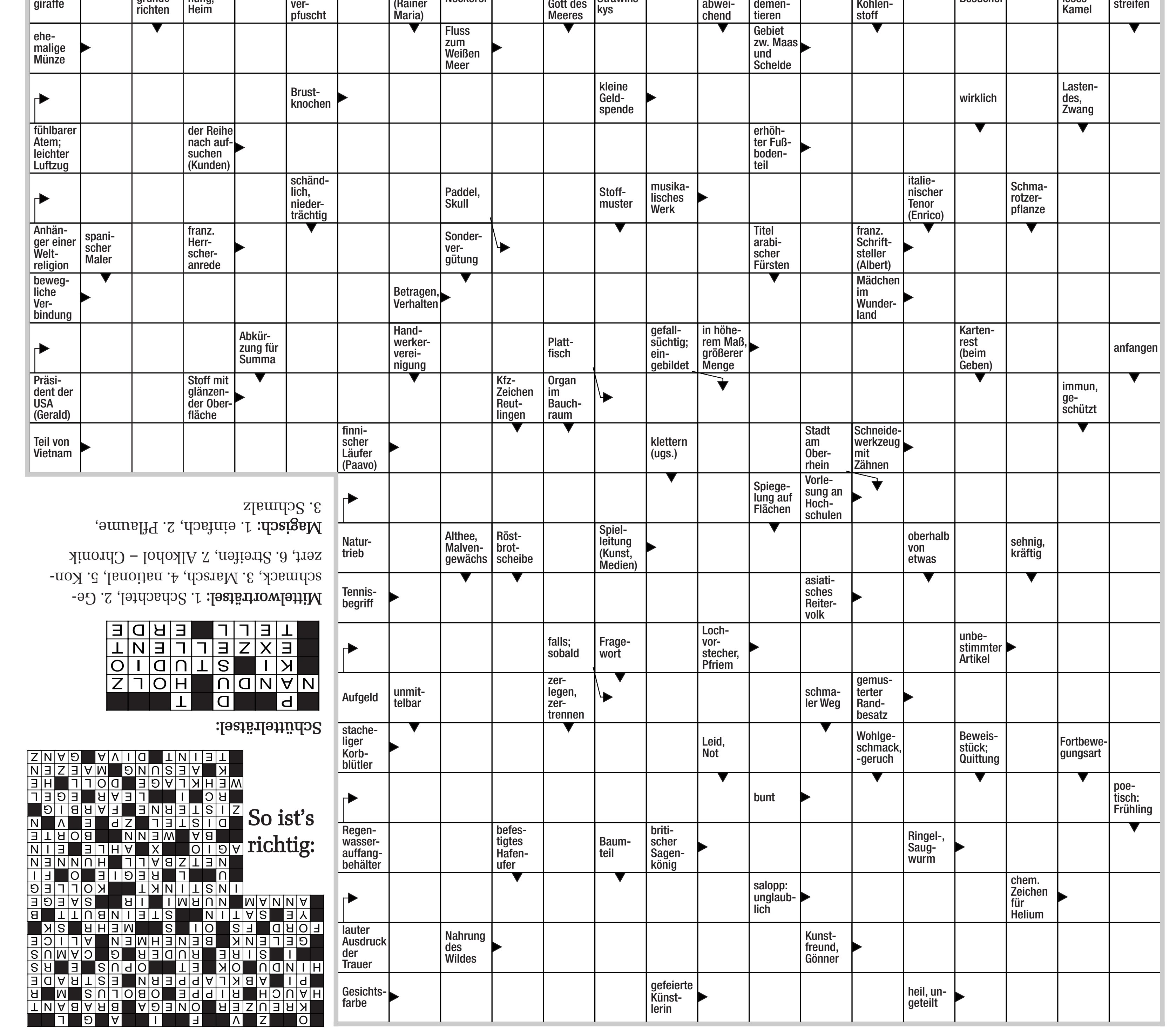
»Sei wie das Veilchen im Moose ...«

Die Suche nach dem Frühling konnte auch gefährlich sein

Von Ruth Geede

Im Garten blüht die Hasel. Der Nordwind zoddert ihre Kätzchen, als wollte er sagen: „Es ist doch noch viel zu früh, wir haben doch erst Februar, du Naseweis!“ Aber auch das Schneeglöckchen hat sich im Kalender geirrt, es zeigt sich schon spitznasig, und vielleicht hebt auch das Leberblümchen bald sein blaßblaues Gesichtchen aus dem Ledergrün der Blätter. Dann tauchen meine Tagträume auf von lichtblauen Teppichen in den noch kahlen Laubwäldern meiner Heimat, und ich höre die Stimme meiner Mutter, wenn wir nach langer Winterpause zum ersten Mal wieder in den geliebten Wald von Neuhausen eindrangen: „Unter Buchen müßt Ihr suchen!“ – den Waldmeister nämlich. Uns hätte was gefehlt, wenn sie dann nicht noch aus dem „Wilden Jäger“ das Erkennungsritual zitierte: „Wie Quirle steh'n in grader Zahl um ek-k'gen Stiel die Blättchen schmal ...“ Und das erste Scharbockskraut am Wegrand, die weißen Blütengesichter der Anemonen und Sternblümchen, die Lanzenblättchen des wilden Sauerampfers auf den Wiesen, noch ganz dünne Strempelchen – aber sie verhießen doch schon die erste Sauerampfersuppe mit Schmand und harten Eiern. Heimat kann man eben auch schmekken!

Ich hatte aber als Kind in Königsberg einen ganz besonders verläßlichen Vorfrühlingsboten: Das war das erste Veilchen, das ich nach langer Suche auf den Hängen des Litauer Walls entdeckte. Wenn im düsteren Hof unseres Mietshauses in der Augustastraße noch die letzten grauen Schneefetzen lagen, kroch ich schon die steilen Wallhänge hinter dem Kleinbahnhof am Königstor hoch, um in der noch pockennarbigen Erde nach dem ersten violetten Schimmer zu suchen. Und wenn ich es dann gefunden hatte, das erste Veilchen – nur ein lila Punkt im grünen Knospenmantel – wurde es behutsam nach Hause getragen: „Muttchen, die Veilchen blühen all auf dem Litauer Wall!“



Das bedeutete viel, sehr viel: Kullerreifen spielen, m u r m e l n, Muff und Mauchen einmotten, auf dem Oberteich den Angelkahn zu Wasser bringen. Und die s c h w a r z e n Wollstrümpfe ausziehen und Wadenstrümpfe tragen. Ja, das bedeutete vielleicht am allermeisten. Wie ich sie haßte, diese zwei kraus, zwei glatt gestrickten, kratzenden Wollenen, die mit einem Wäscheknopf an dem grauen, von der Wiste herabhängenden Gummibändern befestigt wurden. Vergeblich versuchte ich Muttchen zu überzeugen, daß kein Kind – ich schwör's, wirklich kein anderes Kind in der Klasse – bei dem herrlichen Sonnenschein noch Wollene trug. Aber Muttchen hatte den härteren Schädel: „Im Schatten ist noch kalt. Du bist viel zu piepsig.“ Und so trug ich weiter diese schwarzen Alpträume – zu braunen Schnürschuhen! – , während die andern Mädchen schon Wadensöckchen oder „Seidene“ tragen durften.

Ja, die Seidenen. Die hatten es mir angetan. Und ich proschte und pranzelte so lange, bis auf dem Geburtstagstisch tatsächlich ein Paar Strümpfe aus hellbrauner, glänzender Kunstseide lagen. „Die werden aber erst zu Pfingsten angezogen!“

Und dann kam jener herrliche Vorfrühlingstag, an dem die Luft so sanft wie Schmand schmeckte, daß man hopsend über das Pflaster der Königsstraße aus der Schule nach Hause kam und den Ranzen in die Ecke dämmerte. „Muttchen, Else geht heut auf den Wall, Veilchen suchen! Darf ich mit?“ Ich durfte. Allerdings ohne Wadenstrümpfe. Das war Muttchens Bedingung, ehe sie die Türe hinter sich schloß, um Tante Emma in der Yorkstraße zu besuchen. Vater war im Dienst, die Schwester bei ihrer Freundin Ursel. Nur der große Bruder hockte in seiner Stube und büffelte. War es wirklich Zufall, daß ich beim Suchen nach einem Taschentuch die Kommodenschublade öffnete, in der die Seidenen lagen? Muttchen hatte gesagt: „Keine Wadenstrümpfe!“ Das waren die Seidenen ja nicht.

„Au, du hast Seidene an!“ wunderte sich Else, als wir uns am Kleinbahnhof trafen „Los, wer zuerst oben ist!“ schrie ich und dann pesten wir los. Damals waren die ehemaligen Festungswälle noch keine gepflegten Anlagen, sie waren für uns ein heimliches Spielparadies mit Kletten und Disteln, Wildrosen und Weidenbüschen. Wir banden die Husche zu grünen Lauben zusammen und spielten „Wohnungchen“. Alte Kochtöpfe, Eimer und Konservendosen lagen genug herum, leider auch Glasscherben und noch s c h l i m m e r e Dinge. aber die störten uns nicht, jedenfalls nicht heute. Denn in dem noch so m i c k r i g e n Gras mußte es irgendwo blühen, das erste Veilchen!

Und da stand es, direkt neben einer der leeren Schießscharten der alten Bastion, ganz oben auf der Höhe des Walls. "Ich hab's, ich hab's!“ schrie ich und griff nach dem kurzen B l ü t e n s t e n g e l chen. Da verlor ich das Gleichgewicht. Else schrie auf, sie sah, wie ich stürzte und den Hang hinabrollte, fast bis auf die Schienen der Kleinbahn. Und jetzt schrie auch ich, nicht vor Angst auch nicht vor Schmerz, denn meine Beine brannten wie von tausend Stichen, als sei ich in ein Wespennest gefallen. Ach, wäre es doch nur ein Wespennest gewesen! Aber es war Stacheldraht, alter rostiger Stacheldraht, in den ich mit voller Wucht hineingekollert war. Ich heulte wegen der Seidenen, der Seidenen ...

„Nun hör doch auf zu brüllen, sonst hört uns noch der Schupo!“ warnte Else. Und dann sah sie die Seidenen. „Au wei, die sind hin!“ war alles, was sie sagen konnte. Wir schlichen auf Umwegen über das menschenleere Gelände von Herzogsacker nach Hause. „Na, vielleicht kannst sie ja stopfen“, meinte Else zum Abschied. Zum Glück war Muttchen noch nicht zu Hause. Ich zog mich auf den verschwiegendsten Ort der Wohnung zurück. Mit einer Stopfnadel und braunem Twist. Und dann versuchte ich, die Seidenen zu stopfen. Es war ein vergebliches Unterfangen. Von jedem der vielen Löcher gingen Rebbelmaschen aus. Und wo ich die dicke Stopfnadel einsteckte, liefen neue. Als nach einer Weile mein Bruder auch das Örtchen besuchen wollte und an der Türe rüttelte, wollte ich schleunigst in meinem Zimmer verschwinden. Aber er hielt mich fest: „Was plinst du denn ?“ Da sah er meine Beine. „Menschenskind, was hast du bloß gemacht. Das kann doch eine böse Blutvergiftung werden!“ Wenn er mich auch sonst gerne piesackte, jetzt hatte er Mitleid mit seiner kleinen Schwester. Vielleicht betrachtete er mich auch als stud.med. im Erstsemester als willkommenes Versuchsobjekt, denn er holte Jod und pinselte sorgfältig alle Wunden und Schrunden aus. Es brannte höllisch, aber ich sagte keinen Muck. Als Muttchen nach Hause kam, trug ich leidvoll die schwarzen Wollenen. Die Seidenen hatte ich hinter den großen Kachelofen gedämmert.

Dort fand Muttchen sie am nächsten Morgen. Und die Folgen wären schrecklich gewesen, wenn sie nicht meine rotbraunen Beine entdeckt hätte. Statt zur Schule ging es zum Arzt. In Wadenstrümpfen! Das war Trost und Triumpf zugleich.

Bloß auf Else war ich sauer. Denn sie gab mir ein paar Tage später mein Poesiealbum zurück, in das sie ihren Vers einschreiben sollte. Und was mußte ich lesen? „Sei wie das Veilchen im Moose, bescheiden, sittsam und rein, und nicht wie die stolze Rose, die immer bewundert will sein!“

Veilchen sind nicht nur bekannt als sehnsüchtig erwarteter Frühlingsbote, sondern auch als „Zierrat“ eines geschlagenen Auges. Foto: ddp

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

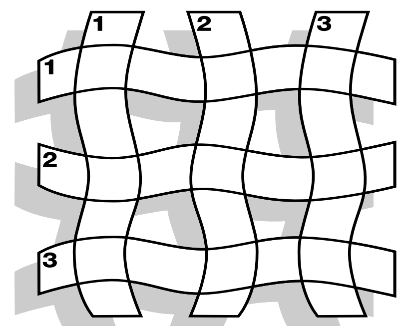
AEKPT, EINX, DELSU, EHLTU, DEOR, DILN, EOTZ, HLOZ, ADNNU, DIOS TU, EEEL LNTXZ, ELLT, DEER

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein Geschichtswerk.

1	BLECH		HALM
2	FRUCHT		LOS
3	GEWALT		GEPAECK
4	INTER		ELF
5	KLAVIER		SAAL
6	ZEBRA		WAGEN
7	BLUT		SPIEGEL

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 unkompliziert,
2 Baumfrucht,
3 Speisefett

Mein Liebesverhältnis mit »Gina«

Die Erlebnisse eines Nachprüfers der Bundesluftwaffe mit der Fiat G 91

Von Dieter Schultz

Mir ist die, wie sie später liebevoll genannt wurde, „Gina“ erst im Herbst 1962 über den Weg geflogen, obwohl sie schon als taktisches Erdkampfflugzeug mit der Bezeichnung G 91 R 3 oder als Trainerversion G 91 T 3 1958 zur Auslieferung an die Luftwaffe kam. Dieser Flieger hatte die damaligen Nato-Anforderungen als leichtes Kampfflugzeug erfüllt und auch die Erwartungen übertroffen.

Bei den Piloten hatte sie einen guten Ruf wegen ihres Handlings, ihrer fliegerischen Eigenschaften, ihren Rundungen, deswegen auch die liebevolle Bezeichnung „Gina“ in Anspielung auf Gina Lollobrigida.

Natürlich besaß sie nicht die heutige Hightech – kein Display auf der Frontscheibe und vieles mehr.

Da wurden wie in alten Zeiten mit dem Fettstift Zeichen an der Innenseite der Kabine gesetzt, um den bestmöglichsten Abschuß einer Rakete zu ermöglichen oder mit der Bordkanone Treffer ins Ziel zu setzen.

Aufgrund der Niederdruckreifen und des Fahrwerkes konnte die „Gina“ auf einer Grasnarbenpiste ebenso landen wie auch starten. An diesem Flieger war noch die Anschlußtechnik unserer Messerschmitt Me 262 enthalten, viele manuelle Vorgänge, viel Kraft für den Piloten. Einige hydraulische Unterstützung gab es schon, wobei der Hydraulikdruck mittels Pumpen vom Triebwerk erzeugt wurde.

Die Fiat G 91 hatte nur ein Triebwerk, wie zu der damaligen Zeit andere Waffensysteme auch. Wenn die Turbine sich drehte und genügend Schub erzeugt wurde, war alles in Butter, wehe wenn nicht, dann ging alles ganzschnell nach unten, dabei sind einige der Kameraden ums Leben gekommen.

In der Technik wurde sorgfältig gearbeitet und unsere Piloten mit ihrem fliegerischen Können haben dazu geführt, daß es bei vergleichsweise wenigen Abstürzen geblieben ist!

Der Martin-Baker-Schleudersitz hat bei Notsituationen fast immer gut funktioniert.

Ich kam 1962 nach der Grundausbildung zum LeKG (leichtes Kampfgeschwader) 43 später JG (Jagdgeschwader) 72, um gleich weiterzureisen nach Erding, wo ich die „Gina“ kennen- und liebenlernte. Speziell der Triebwerk-Sektor hatte es mir angetan. Fortan habe ich nur an die Strahlturbine Bristol-Siddeley Orpheus 803 gedacht!

Leider konnte man an diesem Triebwerk nicht viel machen, außer Sichtkontrollen von vorn in den Verdichter bis hinten an die Turbinenschaufeln. Der häufigste Schaden war der Vogelschlag. Wenn dann so ein Piepmatz, meist waren es Möwen, in den Ansaugschacht gelangte, gab es einen Strömungsabriß und die Leistung fiel ab, das Flugzeug war manövrierunfähig. Jetzt war das Können des Piloten gefragt!

Das Triebwerk wurde angelassen mittels einer Kartusche, hier brannte nach der Zündung eine hochexplosive Masse ab, der Gasdruck trieb die Turbine an und die wieder den Rotor vom Triebwerk!

Manchmal ist die Anlaßturbine abgerissen und durch die gepanzerte Verkleidung und weiter durch die Flugzeugverkleidung geschossen. Es passierte Gott sei Dank nicht so oft.

Das Gefährlichste beim Anlassen war der Ansaugschacht. Ist der Wart oder Mechaniker zu dicht an diesen Gefahrenbereich gekommen, konnte er von der Saugströmung angesaugt werden. Es gab Verletzte, aber durch immer größere Vorsichtsmaßnahmen wurde das Personal geschützt.

Als Nachprüfer durfte ich auch mehrmals mit der Fiat G 91 T 3 mitfliegen. Dieses war ein Bonbon besonderer Art und entschädigte für alle sonstigen Strapazen, die man während der Dienstzeit hatte. Ein bißchen schmerzlich war es dann doch, als die „Gina“ ausgemustert und in Einzelteile zerlegt der Schrottpresse zugeführt wurde! Einen Leistungsgriff – Powerhebel genannt – konnte ich noch als Souvenir ergattern!

Nun freute ich mich auf den „Alpha Jet“ mit den Snecma-Larzac-Triebwerken, hier konnte man Triebwerker, Techniker sein. Jedes Modul konnte ausgewechselt werden und nach einem aufwendigen Prüflauf wieder in den Flugbetrieb übergeben werden. Insofern war der „Alpha Jet“ ein schöner Trost für den Verlust von „Gina“.



Fiat G 91 des JaboG (Jagdbombergeschwaders) 33: Vor 50 Jahren, am 20. Februar 1958 nahm die erste Vorserienmaschine der „Gina“ die Erprobung auf. Foto: Archiv

Wenigstens einer stellt sich den Realitäten

Franz Chocholaty-Groeger zerpflückt den Mythos seiner Landsleute von den tschechischen Opfern und den deutschen Tätern

Von Wolf Oschlies

Einen größeren Tort kann man Tschechen kaum antun, als ihre Nachkriegspolitik gegen Deutsche als Kopie von Hitlers Politik gegen Tschechen und Juden hinzustellen. Václav Havel, damals noch tschechoslowakischer Staatspräsident, bewies diesen Mut am 15. März 1990, dem 61. Jahrestag der Einrichtung des Protektorats Böhmen und Mähren. Im Beisein seines deutschen Amtskollegen Richard von Weizsäcker fand er offene Worte: „Wir ließen uns vom Bazillus des Bösen anstecken, als wir uns das Prinzip der Kollektivschuld zu eigen machten. Das war keine Strafe, das war Rache. Oder haben wir nicht genug schlechte Tschechen und Slowaken kennengelernt? Gab es nicht auch unter uns genug Denunzianten der Gestapo und später der Geheimpolizei?“ Solche Äußerungen wurden Havel sehr übelgenommen, und er hat sie auch bald abgemildert: Seitdem scheint für die Mehrheit der Tschechen wieder festzustehen, daß sie seit Jahrhunderten Opfer böser Deutscher sind. Oder doch nicht?

Im Norden Mährens liegt am Fuße des Altvatergebirges das Städtchen Bruntál. Bis 1945 hieß es Freudenthal und war fast zur Gänze von Deutschen besiedelt. Heute ist es eine freundliche mährisch-schlesische Kleinstadt, die historische Größe atmet, wurden ihr doch schon 1213 Stadtrechte verliehen, als erster Gemeinde in Böhmen und Mähren. Wer mehr Historie will, vor allem deutsch-tschechische, sei auf „Bruntál.net“ verwiesen, ein 2003 von David Klimes geschaffenes Informationsportal. Auf den ersten Blick wirkt es als Kraut-und-Rüben-Haufen, auf dem Nachrichten, Informationen, Werbeannoncen und so weiter durcheinander kugeln. Aber dann entdeckt der neugierige Leser historische Studien zum deutsch-tschechischen Verhältnis, die ob ihrer wissenschaftlichen Präzision und quellenkundlichen Strenge aus ausgefahrenen Pfaden ausbrechen.

Hauptautor ist Franz Chocholaty-Gröger, der auf *PAZ*-Anfrage sogar eine Badekur unterbrach, um über sich Auskunft zu geben. 1944 im mährisch-schlesischen Kreis Wagstadt, heute Bilovec, in einer „dreisprachigen Familie“ geboren, wurde er in den Nachkriegswirren von der Familie Chocholaty adoptiert, erst 2000 durfte er seinen Geburtsnamen zurückfordern. Seit 1973 lebt er im ostböhmischen Pardubice, wo er sich mit deutsch-tschechischer Wechselseitigkeit zu beschäftigen begann, anfänglich getarnt in einer „Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft“. Nach 1989 bekam er Kontakt zur deutschen Ackermann-Gemeinde und ähnlichen Organisationen, 1997 beendete er ein Studium an der Pädagogischen Hochschule in Hradec Kralove. Seine Diplomarbeit trug den Titel „Völkerrechtliche Aspekte der Vertreibung der Deutschen und ihrer eventuellen Entschädigungsansprüche“ – eine Arbeit, die bereits im Titel die Einstellung des Autors zu tschechischer Geschichtsphilosophie bezeugt. Details verriet er der *PAZ*:

Er problematisiert auch die tschechische Kollaboration

„Bis 1989 wurde das Bild der Deutschen in Böhmen verzerrt, sie waren die, die Tschechen immer schadeten und ihr Volkstum mißachteten. Die Tschechen ertragen es schwer, daß vieles, was bei ihnen entstand, deutsch geprägt ist. Oft vergaßen sie, daß bis 1848 Nationalität gar keine Rolle spielte, weil sich die Böhmen als ein Volk mit zwei Sprachen verstanden. Bis heute räumt kaum jemand ein, daß am Aufbau dieses Landes der deutschsprachige Teil aktiv mitarbeitete, der dann vertrieben wurde. Wer das anders sieht, gilt als nationaler Feind der Tschechen.“

Offenkundig weiß Groeger, wovon er spricht, denn mit seinen Arbeiten will er „odhalovat cerna mista ceskych dejin“ – dunkle Flecken der tschechischen Geschichte enthüllen. Gnadenlos zerpflückte er 2007 die Mythen von den Deutschen als „Erbfeind“, die im 18. und 19. Jahrhundert historisch grundiert waren. Für das 20. Jahrhundert konstatierte Groeger, daß Masaryks tschechoslowakische Staatsgründung zwar demokratisch und human motiviert war, aber auch antideutsch, hierbei vor allem von Frankreichs Absicht gefördert, „relativ starke und lebensfähige Staatsgebilde im Rücken Deutschlands zu schaffen“. So wurden die dreieinhalb Millionen Deutschen in der neuen Tschechoslowakei (CSR)„das erste Opfer des Rechts auf Selbstbestimmung“, das offenkundig nur den Tschechen und den rund zwei Millionen Slowaken vorbehalten war. Das schuf Verbitterung, die die ganze Zwischenkriegszeit über das deutsch-tschechische Verhältnis belastete. Die „Amputation“ des Sudetenlandes durch das Münchner Abkommen 1938 war eine Konsequenz dessen. Es folgten die 165 Tage der „zweiten Republik“ unter Präsident Hácha, die Groeger unter dem Blickwinkel einer „Eruption negativer Nationaleigenschaften“ behandelt: Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit kamen ungehemmt hervor.

Das alles ist für tschechische Leser gewiß starker Tobak, aber Groeger läßt nicht locker: Er befaßt sich mit „Tschechen aus den Sudeten in der deutschen Wehrmacht“, „Schlesier und die deutsche Volksliste“ und ähnlichen Themen, die tschechische „Selbstverliebtheit“ verletzen. Aber das sind nur Vorarbeiten zu Groegers eigentlichem Thema, der Vertreibung der Deutschen nach Kriegsende, die er ausschließlich Plänen von Präsident Benesch zuschreibt. Die „wilde Vertreibung“ von Mai bis August 1945 schildert er in nie gekannter Intensität und mit Details, die dem Leser starke Nerven abverlangen – eben als „blutige Realisierung von Beneschs Plan einer Liquidierung der Deutschen“. Die spätere Phase einer „geordneten Vertreibung“ beschreibt er ähnlich streng, und die anschließende „Akce Rozptyl“ (Aktion Zerstreuung), bei der verbliebene Deutsche 1947 bis 1949 ins Landesinnere deportiert wurden, dürfte selbst Kennern der Geschichte so detailliert neu sein.

Er zeigt Parallelen zwischen der NS- und der CSR-Politik auf

Wie die Kritik an seinen Arbeiten ausfalle, wollte die *PAZ* von Groeger wissen. Es gäbe drei Arten von Kritik, antwortete dieser. Zum einen die ungläubige, die „Beweise“ verlangt, aber oft Ausgangspunkt einer vernünftigen Debatte ist – „mit der einzigen Rüge, warum ich als Tscheche so schwarze Punkte tschechischer Geschichte aufgreife“. Sodann die unbelehrbare Kritik: „Das ist unmöglich, so war es nicht, die Deutschen haben alles Unheil angerichtet, Sie sind gewiß ein Sudetendeutscher“ etc. Und schließlich die „verblendete Einseitigkeit, die nur noch zu Beschimpfungen fähig ist“.

Groeger sucht keinen Streit, weicht aber auch keinem aus. Im Januar 2002 unterstützte er das (erfolglose) Ersuchen der deutschen Volksgruppe in der Tschechischen Republik um Entschädigung. In der Presse wurde das Vorhaben vom Professor Václav Pavlicek als „Verteidigung von Nazi-Verbrechen“ niedergemacht, was Groeger auf die Barrikaden trieb: „Warum übergeht der Herr Professor die Fakten, daß die Deutschen schändliche Erkennungszeichen auf ihrer Kleidung tragen mußten, daß sie keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, keine öffentlichen Einrichtungen und Parks besuchen durften, daß sie erst eine Stunde vor Ladenschluß einkaufen konnten, keine Radioapparate und Telefone besitzen durften, ihre Autos und Fahrzeuge abgeben mußten, jeder Deutschunterricht verboten war, sie Deutsch nur in der Familie sprechen durften. 1953 bekamen sie die Staatsbürgerschaft – um ihnen einen Vorwand für die Ausreise in die Bundesrepublik zu nehmen. 1968 wurden sie formal als Volksgruppe anerkannt, aber als eine, die nur gnadenhalber geduldet wurde. Und das alles hat sich bis 1989 nur wenig geändert. Danach ging es mit der Benachteiligung bei Entschädigungen weiter.“

Es gibt in der heutigen Tschechischen Republik nur noch wenige zehntausend Deutsche, eine überalterte Volksgruppe, deren Aussterben unvermeidlich ist. Aber es gibt eine Renaissance deutsch-tschechischer Kulturgemeinschaft, am schönsten im Prager „Thomas Mann-Gymnasium für deutsch-tschechische Verständigung“ verkörpert. Und es gibt Chronisten wie Franz Groeger, der für deutsch-tschechische Verständigung mehr tut, als alle Politiker und Funktionäre ahnen.

Kampf gegen Rheuma

Neue Wirkstoffe und bessere Diagnosemethoden helfen, die Erkrankung zu kontrollieren

Von LARISSA KESSNER

Das Problem beginnt schon beim Namen: Unter den Begriff Rheuma fallen über 100 Erkrankungen mit unterschiedlichen Ursachen, zum Beispiel die verschleißbedingte Arthrose oder entzündungsbedingte Gelenkkrankheiten. Die häufigste Form der entzündlich-rheumatischen Erkrankungen ist die rheumatoide Arthritis. Sie trifft etwa einen von 100 Bundesbürgern. Was die Krankheit auslöst, ist meist unklar – im Gegensatz zu den Vorgängen im Gelenk, die Mediziner mittlerweile sehr genau kennen. Bislang ist die rheumatoide Arthritis nicht heilbar. Sie kann jedoch mit Hilfe von Medikamenten, physikalischen Maßnahmen, Krankengymnastik und Ergotherapie behandelt werden, womit ihr Fortschreiten verlangsamt wird. Große Hoffnung setzen Ärzte und Patienten in neue, biotechnologisch erzeugte Wirkstoffe.

Die sogenannten Biologika gelten als Rennwagen unter den Rheumamedikamenten – nicht zuletzt deshalb, weil sie deutlich teurer sind als die konventionellen Medikamente. Sie greifen in die Kommunikation zwischen Immunzellen ein, indem sie zum Beispiel die Wirkung entzündungsfördernder Botenstoffe blockieren.

Das ist deswegen hilfreich, weil bei rheumatoider Arthritis das Immunsystem fälschlicherweise die Gelenkinnenhaut angreift. Diese schwillt an und zerstört allmählich die Kapsel und später auch die Sehnen, welche die Gelenke führen. Das schmerzt und schränkt die Bewegungsfähigkeit ein.

Mittlerweile übernehmen Krankenkassen zwar die Kosten für Biologika, aber erst dann, wenn die konventionellen, sogenannten Basismedikamente auch in Kombination keine ausreichende Wirkung zeigen. Da die neuen Wirkstoffe erst seit wenigen Jahren auf dem Markt sind, untersucht das Deutsche Rheuma-Forschungszentrum in Berlin derzeit mögliche unerwünschte Langzeitwirkungen. „Bis jetzt haben wir keine Hinweise auf bisher unbekannte Risiken gefunden“, sagt Studienleiterin Angela Zink. Bekannt ist, daß Patienten, die Biologika einnehmen, etwas anfälliger für Infektionen sind als die Rheumatiker, die konventionelle Basismedikamente einnehmen.

In Studien mit Patienten, bei denen Basismedikamente gescheitert sind, erreichten Biologika bei etwa jedem fünften Teilnehmer einen mehrmonatigen Stillstand der Gelenkentzündung. Aber auch die Kombination von konventionellen Medikamenten kann zu einem Stillstand, der sogenannten Remission, führen – und zwar um so besser, je früher man eingreift. „Wenn die rheumatoide Arthritis innerhalb der ersten sechs Monate behandelt wird, kommt es in vielen Fällen auch ohne Biologika zur Remission“, sagt Zink.

Doch genau hier gibt es ein grundsätzliches Problem: Vom ersten Anzeichen der Krankheit bis zur richtigen Diagnose vergehen im Schnitt etwa 13 Monate. Dann hat die entzündete Gelenkhaut meist bereits erste Schäden angerichtet.

Dabei hat sich nicht nur die Behandlung, sondern auch die Diagnostik der rheumatoiden Arthritis in den vergangenen Jahren deutlich verbessert. Das liegt nicht nur an besseren bildgebenden Verfahren, wie zum Beispiel dem Ultraschall oder der Magnetresonanztomographie. Auch eine neue Blutuntersuchung erleichtert die Unterscheidung zwischen verschiedenen Gelenkentzündungen.

Seit Mitte 2007 bezahlen die gesetzlichen Krankenkassen bei Verdacht auf rheumatoide Arthritis die Bestimmung der sogenannten Citrullin-Antikörper im Blut. Das sind Eiweiße, die der Körper zur Abwehr gegen am Entzündungsort gebildete Proteine mit einer charakteristischen Veränderung bildet.

Die Reaktion der Antikörper mit solchen Proteinen verstärke vermutlich die Entzündung im Gelenk, sagt Ekkehard Genth, Leiter der Rheumaklinik Aachen. Citrullin-Antikörper finden sich besonders häufig bei Menschen mit rheumatoider Arthritis – und das meist schon Jahre vor dem ersten Auftreten der Symptome. Studien zeigen, daß Menschen mit diesen Antikörpern im Vergleich zu anderen ein fast 40fach erhöhtes Risiko für rheumatoide Arthritis haben.

Wäre das nicht Grund genug, sein Blut auch schon vorsorglich auf diese Eiweiße untersuchen zu lassen – insbesondere, wenn Verwandte bereits an Rheuma erkrankt sind? „Das kann ich nicht empfehlen“, sagt Genth.

Wer Rheuma rechtzeitig erkennen will, sollte auf seine Beobachtungsgabe vertrauen. Typisch für die rheumatoide Arthritis sind Gelenkschmerzen, die zusammen mit einem oder mehreren der folgenden Symptome auftreten: wiederkehrende Schwellungen in mindestens zwei Gelenken, zum Beispiel in den Fingern, steife Gelenke am Morgen oder kaum Kraft in den Händen.

Wer solche Symptome bei sich beobachtet, sollte seinen Hausarzt aufsuchen. Diesem wiederum empfiehlt Genth, den Patienten bei entzündlichen Gelenkschwellungen direkt an einen Rheumatologen zu überweisen.

Allerdings gibt es in Deutschland zu wenige Rheumaexperten – Betroffene müssen oft monatelang auf einen Termin warten. Deshalb bieten Rheumazentren in Deutschland mittlerweile die sogenannten Frühdiagnose-Sprechstunden an. Dort erhalten Patienten, bei denen der Hausarzt einen Verdacht auf rheumatoide Arthritis hat, innerhalb von 14 Tagen einen Termin beim Rheumatologen.



Rheuma: Wenn jeder Schritt zur Qual wird — Foto: Colourbox

Gefährliche Glimmstengel

Jeder Raucher weiß, daß sein Laster ihn wahrscheinlich früher oder später schwer krank machen wird. Um seiner Lunge nicht allzusehr zu schaden, greift er dann mitunter gerne zu vermeintlich milden Zigaretten. Doch Vorsicht: „Es ist ein Irrglaube, daß Light-Zigaretten verträglicher sind als starke. Im Gegenteil, sie sind eher noch schädlicher“, sagt Michael Barczok, Lungenfacharzt in Ulm und Vorstandsmitglied des Bundesverbands der Pneumologen. Denn der Qualm von milden Zigaretten enthält allenfalls weniger Nikotin. „Die Menge an Teer und krebserregenden Stoffen, die man inhaliert, bleibt gleich – ja es ist eher noch mehr als bei normalstarken Zigaretten“, erläutert Barczok.

Das liegt daran, daß Raucher vor allem deshalb dauernd qualmen, weil sie ihre Nikotinsucht befriedigen müssen. Weil in einer Light-Zigarette von dem Gift weniger enthalten ist, ziehen sie umso stärker am Glimmstengel oder rauchen deutlich mehr Zigaretten, um ihr Verlangen zu stillen. Der angeblich positive Effekt einer milden Zigarette hebt sich also unter dem Strich auf – Raucher von Light-Varianten leben nicht gesünder.

Besonders tückisch ist es nach Angaben von Barczok, wenn man nur zwei oder drei Zigaretten pro Tag raucht und diese womöglich noch über den ganzen Tag verteilt. Zwar ist dies grundsätzlich weniger schädlich als der Konsum von zwei oder drei Päckchen. Zu kämpfen hat der Körper aber auch mit einer Handvoll Glimmstengel. „Der Qualm jeder einzelnen Zigarette legt die Müllabfuhr des Körpers für acht Stunden lahm“, sagt Barczok. Denn in dieser Zeit blockiert der inhalierte Rauch die Flimmerhärchen in der Lunge, die für den Abtransport von Schmutzpartikeln zuständig sind.

Schadstoffe verharren in der Lunge und können zu Entzündungen der Bronchien führen, auch Krankheitserreger werden nicht abgehustet – die Gefahr von Atemwegsinfektionen steigt.

Wer morgens, nachmittags und abends jeweils eine Zigarette raucht, inhaliert zwar insgesamt deutlich weniger Qualm als ein Kettenraucher. Seine Flimmerhärchen und damit seine Immunabwehr sind aber praktisch ebenfalls dauerhaft außer Betrieb. *ddp*

Hilfe mit altindischem Yoga

Der Klassiker unter den Entspannungsmethoden

Es muß nicht unbedingt einer dieser neuen Wellness-Tempel sein, wenn man Erholung für Körper und Seele sucht. Viel effektiver ist es mitunter, wenn man Altbewährtem vertraut. Der Klassiker unter den Entspannungsmethoden ist Yoga: Die Dehn- und Meditationsübungen gehen auf jahrtausendealte Traditionen aus Indien zurück. Wirkung zeigen sie auch heute noch – bei den Workaholics und Großstadtneurotikern des 21. Jahrhunderts.

Die Mehrheit der Bevölkerung sitzt in der Regel acht bis zehn Stunden im Büro und tut kaum noch etwas für Fitness und Beweglichkeit. Die Folge: Ein passiver und schlaffer Körper, wenig Muskulatur, bleibende Haltungsschäden.

„Mit Yoga trainiert man die Leistungsfähigkeit der Muskeln, dadurch bleiben Flexibilität und Kraft erhalten“, sagt Anke Rebetje vom Berufsverband der Yogalehrenden (BDY). Und mit dem besseren Körpergefühl verbessere sich wiederum das psychische Wohlbefinden. Denn gedehnte Muskelfasern senden Entspannungssignale an das Gehirn – dank der körperlichen Aktivität kommt also auch der Geist zur Ruhe. Ein willkommener Effekt in einer Zeit, wo streßbedingte Erkrankungen auf dem Vormarsch seien, betont Rebetje. Nach Angaben von Rebetje praktizieren mindestens fünf Millionen Menschen in Deutschland Yoga. Dennoch haben es Anfänger nicht immer leicht. Lachyoga, Bikram Yoga oder Yogapilates – ständig tauchen neue Trends und Stile auf, die die schnelle Erholung versprechen, aber mit dem klassischen Yoga oft nicht mehr viel gemein haben.

> Mit körperlicher Aktivität kommt auch der Geist zur Ruhe – ein willkommener Nebeneffekt bei Streß

Wer sicher gehen will, daß er tatsächlich einen Yoga-Kurs besucht und kein alternatives Wellness-Turnen, sollte daher auf das Vorhandensein bestimmter Grundkomponenten achten.

„Klassisches Yoga besteht immer aus Körper- (Asanas) und Atemübungen (Pranayama) sowie Meditation (Dhyana)“, sagt Rebetje, die seit 25 Jahren Yoga praktiziert. Kern von Asanas sind vier Bewegungen der Wirbelsäule: Vorbeuge, Rückbeuge, Seitbeuge und Drehung. Hinzu kommen Balance- und Umkehrhaltungen.

Darüber hinaus gibt es verschiedene Schulen. Hatha Yoga ist laut Rebetje am weitesten verbreitet und bietet eine ausgewogene Mischung aus Körpertraining und Meditationselementen.

Ashtanga Yoga setze den Schwerpunkt auf körperorientierte Übungen und könne anfangs auch schon einmal einen Muskelkater auslösen. Wem das Spirituelle wichtiger ist oder wer in seiner Bewegungsfähigkeit eingeschränkt ist, sei besser bei „Softvarianten“ wie Vini Yoga aufgehoben.

Gleich für welche Schule man sich entscheidet – „am Ende sollte man nicht erschöpft sein“, betont Expertin Rebetje. Das mache im übrigen auch den wesentlichen Unterschied zu Gymnastik oder einem Besuch im Fitneßstudio aus.

Nach rein sportlicher Betätigung ist man in der Regel müde und ausgepowert. „Mit Yoga tankt man wieder auf“, sagt Rebetje.

Wer das altindische Heilkonzept ausprobieren möchte, kann sich an den BDY wenden. Er ist bei der Suche nach einem kompetenten Lehrer in der Nähe des Wohnorts behilflich. *ddp*

Sturzgefahr

Mobilität im Alter erhalten

Für ältere Menschen endet ein Sturz häufig mit einer schmerzhaften Fraktur. „Die Knochendichte und Muskelmasse nimmt im Alter ab, beides macht den Körper anfälliger für Brüche“, sagt Manfred Gogol von der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie. Es drohen lange Klinikaufenthalte. Nicht selten sind die Frakturen so kompliziert, daß die Betroffenen die gewohnte Mobilität nicht mehr zurückerlangen.

Für die Sturzanfälligkeit älterer Menschen kommen Gogol zufolge mehrere Gründe infrage. So wird der Gang unsicherer, weil sich die Schrittlänge im Alter verkürzt und unregelmäßig wird. Auch schwindet die sogenannte Stellmuskulatur und die Gleichgewichtsreaktion läßt nach. Schlechteres Sehen und Hören tragen ebenfalls zur Unsicherheit beim Gehen bei.

Vorbeugen läßt sich Stürzen, indem man in der eigenen Wohnung Stolperfallen beseitigt. Handläufe an der Treppe und andere Möglichkeiten zum Festhalten senken das Sturzrisiko. „Auch auf ausreichende Beleuchtung sollte man achten“, fügt Gogol hinzu.

Für längere Spaziergänge oder den Gang zum Einkaufsmarkt bieten sich fahrbare Gehhilfen an, sogenannte Rollatoren. Eine Begleitung durch einen Angehörigen gibt ebenfalls Sicherheit.

Grundsätzlich rät der Mediziner, sich auch bei einem unsicheren Gang regelmäßig zu bewegen: „Das stärkt die Muskulatur, dadurch ist die Chance größer, daß man bis ins hohe Alter mobil bleibt.“ Neben Walking oder Spaziergängen bieten sich spezielle Trainingsprogramme für Senioren an, um die Koordinationsfähigkeiten zu erhalten sowie Muskelkraft und das Herz-Kreislauf-System zu stärken.

„Immer mehr Fitneßstudios bieten entsprechende Kurse an“, sagt Gogol. Wer auf regelmäßige Bewegung verzichtet, riskiert dagegen Muskelabbau, Verletzungen und frühzeitige Invalidität. *ddp*

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der





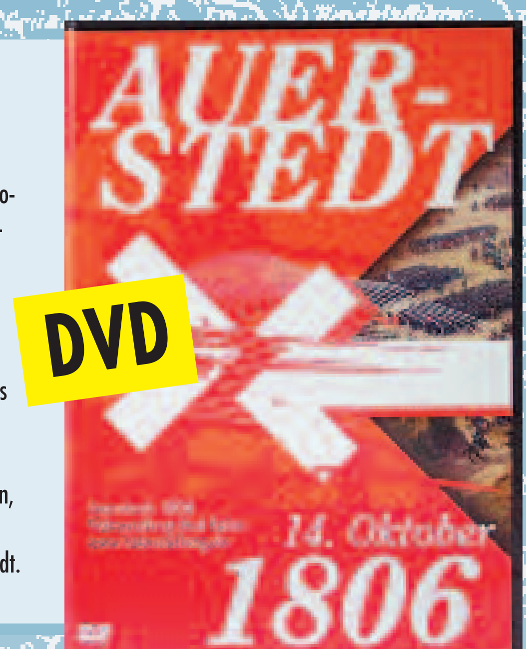
3 x Preußen für Sie als Geschenk

Unser wertvolles Preußen-Paket, bestehend aus zwei Büchern und einer DVD.

Die Schlacht bei Auerstedt am 14. Oktober 1806

gehört zu den Schicksalsereignissen der deutschen und europäischen Geschichte. Gemeinsam mit der zeitgleich stattfindenden Schlacht bei Jena hat sie sich tief in die Erinnerung der Menschen dieser Region eingegraben.

Etwa 200 Jahre nach der Schlacht ist die vorliegende Produktion der Versuch, dieses historische Ereignis auch aus der Sicht der Auerstedter Landbevölkerung darzustellen. Dazu wurden überlieferte Szenen von 1806 zum Teil an Originalschauplätzen nachgestellt. Mit Hilfe von Spielszenen, animierten Karten, historischen Abbildungen und Texten erzählt dieser Film die Geschichte der Schlacht von Auerstedt.



B. Schrader, Franz Kugler
Friedrich der Große und seine Zeit in Bild und Wort

In diesem Bildband sind die meisterhaften und inzwischen als klassisch zu bezeichnenden Darstellungen von Menzel, Chodowiecki, Rössler, Camphausen, Schadow und anderen Künstlern vereinigt, die mit den Texten des bekannten Historikers Kugler ein facettenreiches Bild der geschichtlichen Größe dieses bedeutendsten Preußenkönigs und seiner Zeit geben.
Geb., 194 Seiten, 90 Tafeln, 124 Abbildungen im Text, Querformat 26,5 x 22,5 cm, traditionelle Fadenbindung

3 x Preußen für Sie



Topographisch-militairischer Atlas von dem Königreiche Preußen

Ein beeindruckendes und einzigartiges Kartenwerk von 1810.

Dieser Atlas zeigt einfach alles!
Ein prachtvolles und ergiebiges Werk für jeden Heimat- und Geschichtsfreund! Eine Fundgrube für alle Kartensammler!
Grandios und außergewöhnlich ist seine Genauigkeit!
Auf den bestechend gezeichneten Kartenblättern finden Sie jeden Ort, jede Poststation, jede Straße, Festungen, Vorwerke, Kirchen und Kapellen, Wirtschaftsbetriebe, Brücken und Schleusen, Wiesen und Moore – ja sogar einzelne Häuser und Baumgruppen.
30 faszinierende Detailkarten!
Herausgegeben wurden die außergewöhnlichen Karten von dem berühmten „Geographischen Institut in Weimar".

Preußische Allgemeine Zeitung – Das Ostpreußenblatt – Das Ende der Reformen

Lesen Sie die Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Oberstraße 14 b
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich das Preußen-Paket für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und möchte das Geschenk-Paket Preußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

MELDUNGEN

Wassersport an der Ostsee

Rostock – Der Tourismusverband Mecklenburg-Vorpommern hat für maritim interessierte Urlauber den neuen Leitfaden „Wassersportparadies Ostsee“ erstellt. Darin werden Paddeltouren, Segeltörns und andere Rundreisen vorgestellt. Die Küste Mecklenburg-Vorpommerns wurde in der Broschüre in die fünf Küstenreviere Wismar und Mecklenburger Bucht, Rostock und Warnemünde, Fischland-Darß-Zingst, Rügen, Stralsund und Greifswalder Bodden sowie Usedom und Stettiner Haff eingeteilt. Zu den jeweiligen Wassersportregionen haben die Experten Gewässerinformationen, Ausflugstipps und Informationen über lokale Sehenswürdigkeiten zusammengetragen. Dazu gibt es Revierkarten mit eingezeichneten Serviceeinrichtungen und Hinweisen zur Infrastruktur. Außerdem finden sich Informationen über Wassersportbetriebe, Fischerei-, Angel- und Bootsführerscheine sowie Unterkünfte.

Die Touren in der neuen Broschüre sprechen sowohl Ostseekenner als auch Neuankömmlinge an und eignen sich für Segler genauso wie für Haus- und Motorbootkapitäne, Kanuten und Fun-Sportler. Auch wasserscheue Ostseefreunde finden hier Hinweise auf interessante Ausflugsziele, wie beispielsweise das Gerhart-Hauptmann-Haus, den Leuchtturm auf dem Dornbusch oder die Inselkirche in Kloster. Die Broschüre ist kostenlos erhältlich beim Tourismusverband Mecklenburg-Vorpommern, Platz der Freundschaft 1, 18059 Rostock, Telefon (01 80) 5 00 02 23, info @auf-nach-mv.de. *ddp*

Schlittenrennen im Allgäu

Kempten – Am 2. März findet in Wertach im Allgäu ein „Schalenggen-Rennen“ am Buronlift statt. Dabei treten Besitzer der hölzernen Hörnerschlitten zum Wettkampf an. Bei dem Geschwindigkeitswettbewerb, der im Winter an verschiedenen Orten im Allgäu ausgetragen wird, steht die Gaudi im Vordergrund. Längst nicht alle Schlitten erreichen das Ziel. *ddp*

Das Land der roten Wüste

Auf deutschen Spuren in Namibia

Von Thomas Winzker

„Viel Land um nichts“ ist der erste Gedanke bei der Landung in Namibias Hauptstadt Windhoek. Scheinbar endlos dehnt sich karges Land in alle Richtungen aus, in sämtlichen Erdtönen, mit spärlichem Grün durchwirkt. Der Frühling hält im Oktober Einzug, aber noch beherrscht die Trockenheit das Land. Dies sei die beste Reisesaison, sagte man, obwohl es auf den ersten Blick nicht so erscheint.

Windhoek eine afrikanische Metropole? Weit gefehlt. Die Hauptstadt gleicht eher einem verschlafenen Nest, wo die Bürgersteige bereits vor Einbruch der Dunkelheit hochgeschlagen werden: Ladenschluß spätestens um 17 Uhr. So begnügen die meisten Touristen sich mit den Sehenswürdigkeiten, allem voran, den Zeugnissen deutscher Kolonialvergangenheit: die weiße Feste mit deutschem Reiterdenkmal, die wilhelminische Christuskirche, der ehrwürdige Tintenpalast (die gründliche deutsche Bürokratie hat hier unendlich viel Papier verschrieben ...), ein bescheidener Uhrturm. Schnell hat man die Runde gemacht, und die Einkehr in ein deutsches Restaurant bietet sich an. Sehr hübsch anzusehen ist das „Gathemann“, ein Jugendstil-Tempel vom feinsten: Springbock-Ragout und Oryx-Steak, serviert mit Spätzle, dazu ein „Windhoek“-Bier – nach dem deutschen Reinheitsgebot gebraut. Windhoek ist sicher nicht der erste Grund, Afrikas Südwesten zu bereisen. Doch es ist der erste Tag, und man muß ja klein anfangen. Und wo auf der Welt gibt es eine Bismarckstraße, die sich mit der Fidel Castro-Straße kreuzt!

Die Rundreise führt zunächst Richtung Süden. Hier, am Rande der rotfarbenen Kalahari erwartet den Reisenden der erste Höhepunkt. Inmitten bizarr verstreuter, sich auftürmender Felsbrocken, die zu Recht den Namen „Spielplatz der Giganten“ tragen, wachsen nicht wenige eigentümliche Pflanzen, die es nur hier gibt: die Köcherbäume, eine Aloen-Art, die wie Skeletthände in den Himmel ragen. Entzückend anzusehen sind die drolligen Erdmännchen, die, obwohl sonst sehr scheu, sich hier an die Menschen gewöhnt haben. Noch weiter im Süden wartet das wüste Land mit dem zweitgrößten Canyon der Welt auf. Von oben läßt sich die tief in die Berge eingegrabene Flußschleife des Fish Rivers gut betrachten. Leider pfeift ein eisiger Wind aus den Schluchten hoch. Sogar etwas Schnee fällt. Normal im Frühling? Nein, die Klimaveränderung ist auch hier spürbar. Die Fahrt durch weiße Wüsten nach Lüderitz erwärmt die Glieder wieder. Unwirklich liegt das vergessene deutsche Städtchen an der Skelettküste, vom einstigen Diamantenfieber keine Spur mehr, doch liebevoll restaurierte deutsche Architektur allenthalben. Deutsche Vergangenheit ist hier viel spürbarer als in der Hauptstadt, vor allem in Kolmanskop, der Geisterstadt nahe Lüderitz, die mehr und mehr von den Dünen verschluckt wird: Deutsch-Wildwest statt Deutsch-Südwest! Was mag einem deutschen Auswanderer durch den Kopf gegangen sein, als er sich in dieser lebensfeindlichen Gegend wiederfand?

Die ersten rosarot leuchtenden Dünen in der Ferne sieht man im Naukluft-Nationalpark, der sich entlang der gesamten Küste in den Norden zieht. Faszinierende weite und menschenleere Landschaften begleiten uns bei Tagesfahrten, die selten unter 400 Kilometern sind. Namibia ist eben doppelt so groß wie Deutschland. Sicher einer der Höhepunkte ist Sossusvlei im Herzen der Namib: Terrakottafarbene Dünen türmen sich hier zu ungeahnter Höhe auf, die sich wunderbar gegen den Azur-Himmel absetzen. Dazwischen das beginnende Grün hartnäckiger Bäume, weißsandige Flußläufe, die sich alle paar Jahre auf wundersame Weise füllen, und flüchtende schwarzgraue Oryxe, die elegantesten unter den Antilopen und Namibias Nationaltier.

Sossusvleis Dünen-Meer gehört zur schönsten aller Wüsten – und ist allein schon eine Reise wert. Froh ist allerdings der Urlauber, der sich den Sand im Pool der Namib-Desert Lodge abspülen kann. Die Herberge ist am Fuße einer monströsen versteinerten Düne gelegen – übrigens ist diese Wüste die älteste der Welt.



Beeindruckend: Neben der deutschen Architektur fasziniert auch die artenreiche Tierwelt. Foto: Ricore

Die Fahrt nach Swapokmund, der dritten „deutschen Stadt“, führt vorbei an einer botanischen Sensation: die Welwitschia mirabilis, einem wahrlich seltsamen Gewächs. Das „lebende Fossil“ bildet in seinem bis zu 1500 Jahre (!) währenden Leben ganze zwei Blätter aus, die unaufhörlich wachsen. Auch so kann man sein Dasein fristen ... Swapokmund ist im übrigen die Sommerfrische der Windhoeker: der stetige Nebel, der vom eiskalten Meer aufsteigt, sorgt für ein auch in den unerträglich heißen Südsommermonaten für ein angenehm kühles Klima. Büßen muß man dies allerdings mit dem meist grauen Himmel. Restaurants, Häuser, Denkmale und Straßen mit deutschen Namen zeugen auch hier von der deutschen Vergangenheit. Einige der Bewohner weigern sich hartnäckig, eventuelle Namensänderungen hinzunehmen. So ziert so manches Haus noch immer das Straßenschild „Kaiser Wilhelm Straße“, obwohl es die schon längst nicht mehr gibt. Keinesfalls versäumen sollte man das interessante Aquarium, einen Strandspaziergang an der Skelettküste, wo rostige Wracks liegen, die an eine unbarmherzige See gemahnen, und Cape Cross, nördlich der Stadt gelegen, wo sich unzählige Seehunde tummeln, die sich durch die Besucher in keinster Weise stören lassen.

Östlich von Cape Cross beginnt das Damara-Land. Nun ändert sich die Landschaft dramatisch. Zwar immer noch sehr trocken, schließt sich die Pflanzendecke zusehends, werden aus niedrigen Büschen Bäume, dazwischen vereinzelt Oryxe, Warzenschweine, Strauße, Paviane und Bergzebras. Und man sieht endlich Menschen, Herero, Damara, Himba und andere Stämme, das haben wir im Süden Namibias schmerzlich vermißt. Hier ist Namibia Schwarzafrika, wie wir Deutschen es uns vorstellen. Der Berg Twyfelfontein weist Spuren früherer Besiedlung – uralte Felsritzungen nomadisch lebender Völker – und weitere Besonderheiten auf, wie Basaltsäulen, die wie Orgelpfeifen aussehen und versteinerte Baumstämme, die noch Äste, Rinde und Jahresringe erkennen lassen.

Dann ist es soweit: der in einer riesigen Salzpfanne gelegene Etosha-Nationalpark, einer der tierreichsten Afrikas, der einen Vergleich mit der Serengeti, dem Ngorongoro-Krater und dem Krüger-Park nicht zu scheuen braucht. Neben den Sossuvlei-Dünen sicher die spektakulärste Sehenswürdigkeit des Landes. Jetzt in der Trockenzeit kurz vor den ersten Regenfällen, drängt sich das Großwild an den wenigen verbleibenden Wasserstellen: riesige Zebraherden, die wundervoll mit der knochenfarbenen Landschaft korrespondieren, vorsichtige Giraffen, die nirgends so gut zu beobachten sind, riesige Springbock-Herden, die bei der Flucht die aberwitzigsten Sprünge vollführen, Oryxe, Gnus, Kuhantilopen, Impalas, Dik-Diks, Warzenschweine, Geparden, Hyänen, Strauße, Paradieskraniche, Riesentrappen ... Und natürlich die Krönung einer jeden Safari: Elefanten und Löwen in großen Familienverbänden, und die Einzelgänger Leoparden und Nashörner. Nur Büffel gibt es keine zu sehen: aus Wassermangel gibt es sie hier nicht.

Auch ohne Hexenbesen gut zu bereisen

Der Harz bleibt ein großer Brocken nicht nur für Winterurlauber

Von Cornelia Höhling

Schnaufend windet sich die über 100jährige ihrem Ziel entgegen. Die Fichtenwälder werden durchlässiger, die Schneeflecken heller. Bald schrumpfen die Bäume auf Bonsaigröße. Schließlich läßt die Brockenbahn die natürliche Baumgrenze unter sich und erreicht bei 1125 Meter über dem Meeresspiegel den höchstgelegenen Schmalspurbahnhof Deutschlands. Mit Volldampf in einer der 25 kohlegefeuerten Dampflokomotiven durch den Harz zu fahren verspricht Vergnügen für die ganze Familie.

Ein Brockenbesuch gehört einfach dazu, wenn sich der Berg auch als harter Brocken entpuppt. Auf den letzten 19 Kilometern von Drei Annen Hohne überwindet der Zug einen Höhenunterschied von 588 Metern. Mit 140,4 Kilometern Streckennetz ist die Harzer Schmalspurbahnen GmbH die „Größte unter den Kleinen“ in Deutschland.

Auch Wanderwege wie Goetheweg, Hirten- und Hexenstieg führen Gipfelstürmer und Naturliebhaber vorbei an geheimnisvollen Mooren, ungezähmten Bergbächen und schroffen Klippen auf das Brockenplateau, das sich an durchschnittlich 306 Tagen im Jahr diskret in Nebel hüllt. „Viele Steine, müde Beine, Aussicht keine“, heißt es deshalb im Volksmund „frei nach Heine“.

Tatsächlich erwanderte der Dichter 1824 von Harzburg kommend den Brocken, was er in seiner „Harzreise“ schildert. Ihm zu Ehren trägt der alte Hirtenstieg heute auch den Namen Heinrich-Heine-Weg. Der Abstieg erfolgte nach Ilsenburg im Norden. Dieser Abschnitt gilt als der schönste. Wenn der Reim auch frei erfunden wurde, so ist eine gute Fernsicht vom Gipfel fast wie ein Sechser im Lotto. Aber wer einen der nebelfreien Tage erwischt, kann einen Panoramablick über eine Fläche genießen, die größer ist als die Schweiz. Die Sichtweite beträgt 230 Kilometer.

Vergnügen für die ganze Familie

Viele Familien haben dieser Tage einen Schlitten dabei. Obwohl gerade mal 1142 Meter hoch, entsprechen die klimatischen Verhältnisse auf dem Brocken denen der Alpen in etwa 2400 Metern Höhe. Sich warm anzuziehen, rät Gerd Borchert, denn der Brocken sei einer der windreichsten Plätze der Welt. Als Leiter des Brockenhauses, wo man sich aufwärmen und mit der Geschichte und Natur des Berges vertraut machen kann, weiß er, daß 1984 mit 263 Kilometern pro Stunde die bisher größte Windgeschwindigkeit gemessen wurde. 95 Prozent der Winde kommen aus Westen, und der Brocken ist auf dem Breitengrad die höchste Erhebung zwischen Westkanada und dem Ural. Borchert verweist darauf, daß 1895 hier die erste Bergwetterwarte Deutschlands eingerichtet wurde. Allerdings hatten schon seit 1800 die Brockenwirte regelmäßig Buch über das Brockenwetter geführt.

Wegen seiner exponierten Lage wurde der Brocken nach dem Zweiten Weltkrieg auch militärisch genutzt und lange für den Tourismus gesperrt. In dieser Zeit verkümmerte der 1890 mit rund 1400 alpinen Pflanzen angelegte Brockengarten. Als 1990 der Nationalpark – zehn Prozent oder 250 000 Hektar des Harzes sind Nationalpark – die Pflege übernahm, hatten nur 97 der ehemals kultivierten Arten überlebt. Inzwischen können die Brockengarten-Besucher wieder über 1500 Pflanzenarten aus den Hochgebirgsregionen der Welt bestaunen.

Das Brockenhaus-Museum, das sich im ehemaligen Stasi-Gebäude befindet, gibt auch Einblick in die Rundfunk-, Post- und Fernsehgeschichte. 1938 entstand hier der erste Fernsehturm der Welt. Schon 1935 war der Brocken mit Berlin verkabelt worden, um Fernsehbilder von den Olympischen Spielen 1936 auszustrahlen. Die moderne Ausstellung im Brockenhaus informiert ebenso über berühmte Brockenbesucher von Carl Friedrich Gauß über Otto von Guericke

Weiße Pracht türmt sich meterhoch

und Otto von Bismarck bis hin zu Heinrich Heine, Hermann Löns und Johann Wolfgang von Goethe. Inspiriert von seiner ersten Brokkenbesteigung im Winter 1777 setzte Goethe mit der Walpurgisszene im „Faust“ dem volkstümlich „Blocksberg“ genannten Brokken ein literarisches Denkmal.

Schon früh fürchteten sich die Menschen vor dem Brockengespenst. Borchert, ehemals Lehrer in Elbingerode, erklärt ganz in seinem Element den physikalischen Hintergrund dieses Phänomens als Schatten, die an Wolkenwände geworfen werden. Abgesehen von den Feierlichkeiten zur Walpurgisnacht, wo „Hexen“ und „Teufel“ ihr Unwesen treiben, kann hier heute jeder Besucher auf einem Hexenbesen über den Brocken fliegen, zumindest vor einer Videofilmkulisse.

Lange galt der Harz als schneesicherstes Mittelgebirge Deutschlands. Wenn es schneit, türmt sich die weiße Pracht auf dem Brocken schnell bis vier Meter hoch, sagt Borchert. Doch im Zuge des Klimawandels seien auch im Harz Ski und Rodel nicht mehr immer gut, bedauert der Museumsleiter. Da sind Alternativen gefragt. Schon länger wird mit Kultur-, Aktiv-, Natur- und Gesundharz geworben. Im Februar 2008 gibt es nun den ersten „Harzer Kulturwinter“, eine Kombination aus Natur- und Kulturlandschaft. Immerhin birgt Sachsen-Anhalt, eines der drei Bundesländer, die sich den Harz teilen, mit Quedlinburg und Halberstadt die „Schatzkammer des Abendlandes“. In Wernigerode, das Löns die „Bunte Stadt am Harz“ nannte, wartet mit dem Schloß der Grafen zu Stolberg-Wernigerode Norddeutschlands „Neuschwanstein“.

Fernsehen produziert verstärkt Müll, und wer sich einsperren läßt, ist krank

Betr.: „Alles Lug und Trug?“ (Nr. 5)

Da sich diese Frage auf unsere Medien bezieht, kann die Antwort nur lauten: Reichlich viel, und reichlich viel Müll! Ist es oft beschämend, wozu sich Menschen hergeben, ist es weit schlimmer, was Verantwortliche sich für Müll ausdenken oder für ihn die Verantwortung tragen. Menschenwürde? Was ist das? Kinder- und Jugendschutz? Was soll das sein?

Müll produzieren sie alle. Sicherlich die Privaten noch mehr als die zwangsfinanzierten Sender, die wir nach den Willensäußerungen unserer Ministerpräsidenten auch für die Produktion von Müll bezahlen müssen.

Wer sich in Käfige einsperren läßt, um sich mit anderen bei allen Verrichtungen des Tages und des Nachts ablichten zu lassen, kann nur krank sein. Wer, um sich Star nennen zu dürfen, in eine Welt des Ekels steigt, den sollten wir nicht herauszuholen suchen, sondern sollten dankbar sein, wenn sie / er von Krokodilen verspeist oder von Schlangen verschlungen wird (natürlich als Lug und Trug, aber es wäre doch schön, wenn wir von diesen Typen nie wieder etwas hören würden.)

Da uns gerade die Öffentlich-Rechtlichen mit Karnevalssendungen zu unterhalten suchen, (der Frauenkarneval mit den Kölner Roten Funken war wirklich gut, und auch die Franken waren ansehbar, begrüßen nur ununterbrochen) die ja auch von Jugendlichen gesehen und gehört werden, sollten die Büttenredner, die ihren ganzen Humor aus dem Unterleib beziehen, besser als Tanzmariechen auftreten, was sicher auch recht lustig sein kann.

Jens Reinshagen, Koblenz

Die DDR ist vorbei

Betr.: „Zum Schweigen gebracht“ (Nr. 5)

Es will so scheinen, daß der Wahnsinn in Deutschland Methode hat. Wenn eine SPD-Justizsenatorin in Berlin meint, man müsse unbequeme Wahrheiten unterdrücken, statt Mißstände in unserem Lande abzubauen, so ist das typisch für so manchen Politiker. Vielleicht hat niemand Frau von der Aue davon unterrichtet, daß alte „DDR“-Zeiten, in denen man unbequeme Staatskritiker vom Erdboden verschwinden ließ, vorbei sind. Sie verkennt die Stimmung in weiten Teilen des Volkes. Staatsanwalt Reusch hätte jede Unterstützung verdient. Wen wundert es noch, daß angesichts solcher Politik allerorten in Deutschland fähige Beamte des Sicherheits- und Justizapparates angewidert den Dienst quittieren oder sich in die innere Emigration zurückziehen. Politiker, die vorsätzlich zum Schaden des eigenen Landes und Volkes handeln, sähe man gerne in Handschellen dorthin abgeführt, wo sie hingehören. Es wäre höchste Zeit.

Edgar Lössmann, Kiel



Voller echter Emotionen und Gefahren? Das RTL-Dschungelcamp faszinierte zirka fünf Millionen Fernseh-Zuschauer. Foto: RTL

Morde aufarbeiten

Betr.: „Was geschah auf der Insel Wollin?“ (Nr. 5)

Auf Wollin wurden wie an vielen anderen Stellen Polens Deutsche umgebracht, nur weil sie Deutsche waren, und es waren Greise und Greisinnen, Männer und Frauen, große und kleine Kinder, Jungen wie Mädchen. Nach dem Krieg sollen im wiedererstandenen Deutschland, die an Deutschen begangenen Verbrechen von Organen der Bundesregierung aufgeschrieben und gesammelt worden sein. Wäre es nicht an der Zeit, diese Sammlung der deutschen und internationalen Öffentlichkeit vorzustellen? Nicht, um nach Rache, Vergeltung und Strafe zu rufen, nein, nur ganz einfach um aufzuzeigen, was an Schrecklichem geschehen ist und uns alle aufzufordern, im Wissen um auch eigene Schuld gemeinsam alles zu tun, damit Schreckliches sich in unserem Umfeld nicht mehr wiederholen kann. In Polen gab es schon Pogrome mit jüdischen Opfern, als an dergleichen in Deutschland nicht zu denken war.

Detlef Hillebracht, Lünen

Mißstände im Ausländerrecht korrigieren

Betr.: „Mut zur Intoleranz“ (Nr. 5)

Unter Hinweis auf Preußens Toleranz plädiert Herr Schönbohm für Intoleranz gegenüber den Intoleranten. Dies ist nur eine Seite der Medaille. Preußen war auch Vernunftstaat, das heißt Mut zur Wahrheit und Realität. Eine von Anfang an irrationale und verfehlte Ausländerpolitik wird dazu führen, daß die deutsche ethnische und kulturelle Identität in Deutschland in nur wenigen Jahrzehnten zur Disposition steht. Zu Beginn der 60er Jahre beschloß die damalige Bundesregierung unter Kanzler Adenauer auf Druck der deutschen Wirtschaft den „Import“ ausländischer Arbeitskräfte, um dadurch Lohndumping betreiben zu können. Zunehmend wurden Deutsche durch „billige“ Gastarbeiter, die als „Konjunkturpuffer“ dienen sollten, ersetzt. Der entscheidende Fehler, und weitere sollten bald folgen, war, daß die zunächst angedachte Zwangsrückreise nach zweijährigem Aufenthalt in vorauseilendem Gehorsam der Bundesregierung („außenpolitische Rücksichten“, „humanitäre Gründe“) ohne wirkliche Not, fallengelassen wurde, was sofort zur sog. Kettenwanderung (Nachholen von Verwandten und Freunden) führte. Bereits am 18. Januar 1973 (!) erklärte Bundeskanzler Willy Brandt, daß die Aufnahmefähigkeit unserer Gesellschaft erschöpft ist und daß „soziale Vernunft und Verantwortung Halt gebieten“. Der Zuwanderungsprozeß hatte sich längst vom Bedarf des Arbeitsmarktes gelöst.

Heute weisen die Sozialhilfe- und Kriminalitätsdichte von Ausländern in Deutschland katastrophale Zahlen auf, die statistisch präzise erfaßt sind. Es käme jetzt darauf an, in einer außerordentlichen politischen Kraftanstrengung, vor allem die Mißstände im Ausländerrecht (Asyl, Sozialhilfe, Abschiebungen, Ausweisungen, Härtefallregelungen, Staatsangehörigkeitsrecht) zu korrigieren. Wir bräuchten Politiker mit schlüssigem Handeln und solidem Selbstbewußtsein, soll nicht die Vorahnung des Leopold v. Ranke zur Gewißheit werden: „Nicht lange bleibt den Menschen und Staaten verborgen, wohin die eingeschlagene Bahn sie führen wird. Die meisten sehen ihren Ruin vor Augen; aber sie gehen hinein.“

Dr. Roland Mackert, Sachsenheim

Man benutzt uns

Betr.: „Stunde der Wahrheit“ (Nr. 6)

Um der Entsendung zu entgehen, „verstecke“ sich Deutschland hinter seiner Geschichte, hieß es in einem Kommentar im Deutschlandfunk. Warum eigentlich? Als Wehrmachtssoldat habe ich angeblich einer „verbrecherischen Organisation“ angehört. Darum bestehe ich darauf, daß meine Enkel, so sie zur Bundeswehr müssen, mit keinem Fuß die EU-Grenzen überschreiten.

Als gebrandmarkte Nation eignen wir uns einmal als Weltpolizei. Man benutzt uns also nach Belieben; jenseits von gut oder böse. (Zum Glück der BRD nach 1945).

Wie verhindere ich, daß der Bundestag meine Enkel unter dem Druck Amerikas in einen fragwürdigen Krieg schickt?

Die Linken wählen oder allen Wahlen fernbleiben, kann doch nicht der Weisheit letzter Schluß sein! Ich setze, wie die Schweitzer, auf die Volksbefragung. Aber die fürchten die Parteien mehr als der Teufel das Weihwasser.

Horst Redetzky, Delmenhorst

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen eV., Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 Euro monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 Euro monatlich, Luftpost 14,50 Euro monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:

redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **1756**

Nationalen Gedanken im Alltag leben

Betr.: Leserbrief „Es fehlt Fanal, um endlich alle soliden, konservativen Kräfte zu sammeln“ (Nr. 2)

Der Leserbrief lockt mit einer interessanten Überschrift, entpuppt sich dann aber als eine zwar berechtigte, aber total destruktive Klage, um den Zustand unseres Volkes und seiner politisch-ökonomischen Klasse. Es ist einfach, anzuklagen und den Heimatvertriebenen ein „trauerndes kraftloses Angedenken“ zu unterstellen! Es ist zu wenig, der *PAZ* ein fehlendes Fanal zur Sammlung aller „Deutschfeindlichen-konservativen“ Kräfte zu unterstellen! Wir alle müssen uns die Frage stellen: Was können, und was wollen wir (noch) tun? Nicht im Parlament, oder anderen abgehobenen Phantasiewelten, sondern in unserem Umfeld: Familie, Gemeinde, Stadt, wie erreichen wir Menschen gleichen Willens, durch Leserbriefe, Gesprächskreise, Demonstrationen! Begriffe wie konservativ, Kommunismus und Sozialismus sind von gestern und überholt, es bedarf keines „konservativen Fanals“, sondern des Durchbruchs eines nationalen Gedankens über alle Parteigrenzen hinweg! Die angesprochene „elitäre“ preußische Gesellschaftsschicht existiert so nicht mehr und wenn, hat sie sich mit den bestehenden Verhältnissen arrangiert. Diese Führungsschicht wurde 1918 von einer kleinen Minderheit von ihrem Posten vertrieben, heute ist von ihr nichts mehr zu erwarten! Es wird uns obliegen, Jungen und Alten, wie unsere Zukunft aussieht: Stehen wir also zusammen, halten wir die Erinnerung an unsere Geschichte wach und gestalten aus diesem Wissen die Zukunft, so gut wir es können.

Hans Ulrich Thiele, Bielefeld

Briten wollten die Überlebenden nicht retten

Betr.: „‚Bismarck‘-Akten zurück in Deutschland“ (Nr. 2)

Ergänzend zu Ihrem ausgezeichneten Artikel über Kampf und Untergang der „Bismarck“ noch folgendes: Die Schlachtschiffe HMS „King Georg V“ und HMS „Rodney“ hatten zusammen 19 Geschütze vom Kaliber 40,6 Zentimeter als schwere Schiffsartillerie. Rechnen wir für jedes Rohr 100 Schuß Munition, dann wurden auf das deutsche Schlachtschiff 1900 Granaten abgefeuert.

Am Rumpf der „Bismarck“, auf dem Meeresboden, sind nur vier schwere Treffer festzustellen. Auch acht Torpedotreffer zeigen, außer an der Ruderanlage, keine Beschädigungen an der Bordwand. Sprengungen sind nicht vorgenommen worden, da keine Spuren darauf hinweisen. Durch Öffnen der Seeventile muß das Schiff versenkt worden sein. Unter Deck befindliche Männer konnten die Schotten (Türen) nicht öffnen, da sie durch Beschuß verklemmt waren.

Der Flottenchef, der Kommandant und der Oberstabsarzt erschossen sich. Letzterer erst, als er die Schwerverwundeten mit Schmerzmitteln versorgt hatte.

Nach dem Untergang zeigt der britische Film deutsche Soldaten, die an Seilen hochklettern, um an Deck der „Dorsetshire“ zu kommen. In die See zurückfallende Deutsche sind vermutlich durch die Schiffsschrauben getötet worden. Der Engländer verläßt den Kampfplatz. Hunderte Köpfe sieht man in der See. Ein Schlauchboot ist nicht zu sehen. Die Nichtrettung aller Deutschen wird von den Briten mit der Gefahr durch deutsche U-Boote begründet. Die waren weit und breit nicht zu sehen oder zu hören. Die englische U-Bootabwehrtechnik war exzellent. Man wollte die Überlebenden nicht retten.

Rudolf Matern, Kiel

Unglaubwürdig

Betr.: „Im Stich gelassen“ (Nr. 5)

Kochs Niederlage war nicht unverdient, war es doch äußerst unglaubwürdig, ein die Bürger seit langem bewegendes Thema (Ausländerkriminalität), erst im Wahlkampf in die Öffentlichkeit zu tragen und dann nicht einmal belegen zu können, daß Koch im Sinne seiner im Wahlkampf erhobenen Forderungen in Hessen bereits gehandelt hat. Das läßt nur auf Arroganz oder Dummheit schließen.

Die SPD hatte zudem mit Mindestlohn und sozialer Gerechtigkeit gut klingende Themen, die selten hinterfragt werden.

Nach der Niederlage Kochs folgte das in der CDU übliche Trauerspiel: Von jedem Misthaufen kräht ein Hahn seine Meinung in die Gegend, Solidarität mit dem Verlierer gleich Null. Ein wahres Meisterstück, dann ein kritischer, gegen Kochs Politik gerichteter Brief, dessen Verfasser dann zu feige waren, um zu seiner Tendenz zu stehen.

Ferdinand Goldbach, Aurach

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

MELDUNGEN

Linke sind unglücklicher als Rechte

Aarhus – „Je weiter links eine Person in ihrer politischen Einstellung steht, desto unglücklicher ist sie und umgekehrt“, das stellte der dänische Forscher Christian Bjørnskov von der Aarhus School of Business in einer umfangreichen Untersuchung fest. Sein Forscherteam stützt sich auf Daten aus dem „World Value Survey“. Das Ergebnis resultiert aus den Antworten von 90000 Personen weltweit.

Biosprit ist umweltschädlich

New York – Biosprit schade der Umwelt mehr als fossile Brennstoffe, ergaben drei Studien, die in den renommierten Magazinen „Science“ und „Atmospheric Chemistry and Physics“ veröffentlicht wurden. Durch die Brandrodung von Urwäldern entstehe mehr Kohlendioxid als später durch den Anbau von Energiepflanzen wieder wettgemacht werde, hinzu komme der Ausstoß bei der Verbrennung des Kraftstoffes.

ZUR PERSON

Der Apfel nah am Stamm



Er ist der Star der Pariser Szene, seine Begleiterinnen wechseln ständig, und die, die nicht in seiner Nähe weilen dürfen, täten wer weiß was, um einen Abend mit ihm zu verbringen. Und der blonde Schönling hat es faustdick hinter den Ohren.

Der 21jährige Sohn des französischen Präsidenten, **Jean Sarkozy**, tritt in die Fußstapfen seines Vaters und geht in die Politik. Als enger Vertrauter und Zugpferd für den schwächelnden Bürgermeisterkandidaten des Pariser Nobelvorortes Neuilly im laufenden Kommunal-Wahlkampf sollte er sich seine Sporen verdienen. Er tat dies jedoch anders als gedacht: Mit einem Handstreich ließ er Martinon fallen und gründete ein Gegenbündnis. Der Balbierte trat von seiner Kandidatur zurück. Das Pikante: Martinon ist auch Sprecher des Elysée-Palastes.

Indes: Auch Papa Sarkozy war nicht zimperlich, wenn es um die Macht ging. 1983 nutzte er die Gunst der Stunde, um an das begehrte Bürgermeisteramt ebenfalls in Neuilly zu kommen. Er kickte den unter Gesundheitsproblemen leidenden Charles Pasqua aus dem Rennen.

Nach der Scheidung von Nicolas Sarkozys' erster Ehe gingen die Brüder Jean und Pierre zunächst mit ihrer Mutter Marie-Dominique Culioli nach Korsika und genossen das wilde Landleben. Doch das wurde Papa Sarkozy bald allzu bunt, Jean und Pierre wickelten sich Palästinensertücher um den Hals und trieben sich in der autonomen Szene herum.

Mit harter Hand holte Sarkozy senior die beiden wieder zu sich. Ungestüm blieben die Brüder: Im Juni dieses Jahres muß sich Jean vor Gericht verantworten. Er war mit seiner Vespa in einen BMW gerast und hatte Fahrerflucht begangen. Seine Chancen auf das Bürgermeisteramt sieht er dadurch nicht gefährdet. *M.A.*



Wir verstehen uns Zeichnung: Mohr

Ehrlicher Umgang

Warum Frau Pauli so müde ist, was Wirklichkeit wirklich ist, und warum Chávez alle rausschmeißt, bis es nach Rinde schmeckt / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

In Kinderarmut fängt das Leben von Millionen Deutschen an, um schließlich im Rentenloch zu enden. Selbst die Jahre, die dazwischen liegen, werden immer ungemütlicher – was nicht wenig damit zu tun hat, daß der Blick auf die Rente so lausig ausfällt. Spät wird sie kommen, und beklemmend mager wird sie ausfallen. Ein zunehmende Zahl von Deutschen graust vor dem Ruhestand, weil die zu erwartende Rente dahinschmilzt.

Ganz schön übel, und ganz gewiß nicht gut für die Wirtschaft. Wie soll man noch unbeschwert und voller Elan an sein Tagwerk gehen mit solchen Aussichten im Nacken?

Nun, vielleicht ist das alles auch nur eine Frage der Betrachtung. Es kommt doch nur darauf an, die richtigen Fragen zu stellen, dann gibt's auch die erhofften Antworten. Wie wär's mit der hier: Wenn die Wirklichkeit uns nichts als Mist bietet, warum schmeißen wir sie dann nicht raus und bauen uns eine neue, viel schönere, nur für uns?

Gabriele Pauli, Stoibers Quälgeist, Latex-Queen und zwischendurch auch Fürther Landrätin, hat schon lange in ihrer eigenen Wirklichkeit gelebt, die Glückliche. Dort war die Welt so unbeschwert. Politik war ein heiteres Spiel, und wer im Fernsehen groß rauskam wie sie, der war sicher, auch wirklich ganz groß zu sein. Paulis Welt war so wundervoll, daß sie sich am Ende sogar auf den Ruhestand freute, vor dem wir uns so fürchten. Deshalb wollte sie auch so schnell es ging ran an die Rente und sich schon mit 50 Lenzen in die Kissen ihrer Landratspension kuscheln, traumhaft.

Doch dann klingelte der Wekker, vor Frau Pauli stand die SPD, stellte die Musik ab und machte alles kaputt. Sie habe das Amt der Landrätin ja freiwillig aufgegeben, deshalb stehe ihr die Pension erst mit 62 zu. Die CSU neben ihr schwieg zunächst betreten. Man wußte nicht recht: Die Sozis haben zwar recht, aber: Was, wenn sich die Pauli, plötzlich ohne Pension, entscheiden sollte, wiederzukommen? Himmisakra! Am Ende schlossen sich die Christsozialen etwas zittrig der SPD an: nix da mit Pension für die 50jährige.

Gabriele Pauli sieht sich zum erneuten Male gehetzt von einer intriganten Politikermeute, die ihr schon den Aufstieg in die CSU-Spitze verbaut hat. Was für gräßliche Leute! Sie vermisse, beklagte sie wörtlich, „einen ehrlichen Umgang mit dem Thema Amtsmüdigkeit“.

Klingt, als fordere die Fürtherin die späte Anerkennung einer viel zu lange stigmatisierten Krankheit. Erkrankte äußern sich etwa so: Kinder, ich bin zwar topfit, fahre Motorrad und habe auch sonst jede Menge Spaß, aber zu meinem Job habe ich einfach keine Lust mehr, er macht mich so müde. Also mal ganz „ehrlich“: Pension her!

Wir sehen, Gabriele Pauli hatte sich tatsächlich ihre ganz eigene Wirklichkeit gebastelt, die sich von unserer trostlosen Welt ganz und gar unterscheidet. Nun, da wir Neider sie zurückgezerrt haben in unsere Niederung, gibt sie sich aber kämpferisch: „Ich komme immer durch!“ Oh, oh. „Durchkommen“ geht ja noch in Ordnung. Bayerns Parteien sorgen sich nun aber heftig, bei welcher von ihnen sie wohl rauskommt?

> Die beleidigte Landrätin und die Linkspartei: Ein Traumpaar für Rente mit 50

Nun, es muß ja nicht notwendigerweise Bayern sein, Parteien gibt es auch anderswo. Aber welche würden wir Frau Pauli empfehlen? Käme am ehesten die Linkspartei in Frage, schon wegen ihres ebenfalls ablehnenden Verhältnisses zu der schnöden Realität von uns Alltagsmenschen. Unsere Wirklichkeit, das war für die Kommunisten ja früher schon bloß das Leben der anderen, das man lieber aus der Dachbodenperspektive observierte.

Heute tummelt sich im Hause Links eine ganze Palette Menschen von hier und da, die nach der alten Marxistendevise ticken: Wenn die Theorie nicht zur Praxis paßt, um so schlimmer für die Praxis. Mit ihrer Sehnsucht nach Sofortpension für 50jährige hätte Frau Pauli schnell Freunde hier.

Zudem wird dort schon bald vielleicht ein Posten frei, auf dem es nicht nur Geld gibt, sondern überdies voll entflammte Verehrer umsonst dazu. In Bremen gehen Gerüchte um, die 27jährige Linke-Abgeordnete Sirvan-Latifah Caciki wolle nach der Hamburger Wahl zu den Grünen wechseln. Der gefeuerte Geschäftsführer der Linke-Fraktion, Manfred Steglich, hatte der bildschönen Frau heiße Liebespost geschickt, bis ihr die Nerven durchgingen.

Herr Steglich ist übrigens genauso alt wie Frau Pauli. Wir sollten ihm ein Foto von ihr schicken, Gabi auf dem Motorrad oder eins von den scharfen Latex-Aufnahmen. Die beiden wären das Traumpaar von der Weser, unsere bunten Blättchen könnten uns endlich mit richtig schmissigen Storys versorgen statt mit diesen öden Schmonzetten über irgendwelche Hollywood-Schlaffis.

Indes muß sich die Linkspartei noch immer mit dümmlichen Klischees herumschlagen. Nach dem Durcheinander in Bremen sehen sich ihre Gegner darin bestätig, daß die aus alten Kommunisten und neuen Chaoten bestehende Truppe zu keiner kalkulierbaren Politik fähig wäre.

Das ist ungerecht, kaum etwas ist so exakt vorhersehbar und damit kalkulierbar wie Sozialismus. Er verläuft immer gleich, in straff organisierten Phasen: In Phase eins werden die Großbetriebe verstaatlicht, um die Kontrolle zu bekommen und genügend ordentlich bezahlte Posten für die Genossen an Land zu ziehen. Die haben den Sieg ja erkämpft und erwarten das schöne Leben nach der Revolution, sonst werden sie ungemütlich.

In Phase zwei werden die „Reichen“ enteignet. Natürlich nicht die wirklich Reichen, die haben ihr Geld rechtzeitig ins Ausland gebracht oder sich in die sozialistische Nomenklatur persönlich hineingeschmiert. Nein, die „Reichen“, das ist der Mittelstand, bei dem es in der Masse sowieso mehr zu holen gibt als irgendwo sonst.

Nach einiger Zeit gehen die verstaatlichten Großbetriebe dann am Stock, und der Mittelstand ist verarmt oder geflohen. Nun wird es erstmals prekär. Die Läden leeren sich, das Geld verfällt, dem vormals begeisterten „kleinen Mann“ beginnt zu dämmern, daß er sich ins Knie geschossen hat, als er an den „Reichen“ sein Mütchen kühlte.

Jetzt beginnt Phase drei: der Kampf gegen die „Saboteure“. In diesem Abschnitt befindet sich im Augenblick der einstige demokratische Vorzeigestaat Südamerikas, Venezuela. In dem mit reichlich Öl gesegneten Land des Revolutionärs Hugo Chávez sind Milch, Zucker, Eier, Weizenmehl, Rind- und Hühnerfleisch nur noch schwer zu kriegen.

Daran seien ausländische, das heißt selbstredend: imperialistische Nahrungsmittelkonzerne wie Nestlé schuld, die die Milch geklaut hätten, hat Chávez verkündet. Die Imperialisten lügen dagegen, die Knappheit habe vielleicht damit zu tun, daß der Präsident die Preise für alles sehr niedrig festgesetzt habe. Damit wollte Chávez den Armen gefallen, doch nun lohnen sich Produktion und Verkauf nicht mehr.

Demnächst will Genosse Hugo die Konzerne rauswerfen und die USA sogar mit einem Ölboykott belegen. Dann flösse endgültig kein Geld mehr in seine Kasse und Venezuela träte in Phase vier des Sozialismus ein. Wie die aussieht, hängt von der Region ab, in der sich das Land befindet. In Europa heißt Phase vier DDR: Saboteure, Provokateure und ausländische Spione werden ausgeschaltet, Parteien und Presse gleichgeschaltet und das Land abgeriegelt, damit nicht alle weglaufen. In der Dritten Welt trägt Phase vier das Gesicht von Simbabwe.

Was nach Phase vier folgt, wissen wir nicht, da Informationen aus Nordkorea so schwer zu bekommen sind. Immerhin haben wir gehört, daß die Menschen dort die Rinde von den Bäumen nagen. Venezuela gilt als „Schwellenland“, so etwas zwischen Europa und Dritte Welt. Also müssen wir uns Phase vier dort wohl als eine DDR unter besserem Wetter, aber dafür mit unsicherer Nahrungsmittelversorgung vorstellen, in der das Essen irgendwann anfängt, nach Rinde zu schmecken.

ZITATE

*Das „Hamburger Abendblatt“ (12. Februar) hat wenig Verständnis für die Forderung des türkischen Ministerpräsident Recep **Erdogan** nach **türkischen Schulen** und Universitäten **in Deutschland**:*

„Verstärkter Türkisch-Unterricht und eigene türkische Gymnasien in Deutschland, mit dem Ziel, die Integration zu fördern – das ist ähnlich hilfreich, würde man unsicheren Schwimmern Bleiwesten verordnen, damit sie sich leichter über Wasser halten.“

*Bundeskanzlerin **Angela Merkel** (CDU) spricht dem türkischen **Ministerpräsidenten Erdogan** das Recht ab, für alle türkischstämmigen Menschen in Deutschland zu sprechen:*

„Wenn türkischstämmige junge Leute hier in der dritten, vierten Generation aufwachsen, wenn sie zum großen Teil die deutsche Staatsbürgerschaft haben, dann bin ich ihre Bundeskanzlerin.“

*Der letzte nichtdemokratische DDR-Regierungschef **Hans Modrow** freut sich in der „Bild“-Zeitung unverhohlen über die **Wiederkehr der Kommunisten**:*

„Erstmals seit fast 50 Jahren gibt es in den Ländern der ehemaligen alten Bundesrepublik wieder kommunistische Fraktionen. Von 1949 bis 1953 war ja die KPD in fast allen Länderparlamenten der BRD vertreten.“

Die Bekehrung

Der Erzbischof von Anglistan
bekennt sich zur Devise:
Was menschlich ist, das ist human
und führt zum Paradiese.

Für Homo-Gleichheit tritt er ein –
das macht sich gut seit Jahren,
denn Wärme hilft noch obendrein,
beim Heizen einzusparen.

Um Reiberei mit fremdem Brauch
auf ewig zu beenden,
rät nun er, die Scharia auch
in England anzuwenden!

Im Lande Ihrer Majestät
empören sich die Massen:
Der gute Mann hat durchgedreht,
wir können's gar nicht fassen!

Der kontert aber virtuos:
Ihr braucht mich nicht zu
schelten –
der Musel-Kodex soll ja bloß
für Muselmänner
gelten.

Die Leute finden dieses klug,
und fort sind die Bedenken:
So lassen sich im Strafvollzug
die Kosten drastisch senken!

Das Mißverständnis zeigt sich
gleich:
Scharia ist alleine
bestimmt für den Zivilbereich –
für jeden schlicht das Seine.

Doch bald kapiert der
Briten-Mann,
daß statt zu querulieren
er deutlich sich's verbessern
kann –
man muß halt konvertieren.

Von Vorteil ist's beim Ehebund,
bei Scheidung und beim Erben –
da hat man wahrlich allen Grund,
sich spornstreichs zu bewerben.

Und seht, der Ayatollah-Bart
– jetzt kommt's den Angelsachsen –
der ist schon längst dem
Seelenwart
und Erz-Imam gewachsen!

Pannonicus